Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. **November** 1902. — **Heft** 11.

Erlebtes und Erzähltes

von Gotthard Deutsch.

Mein Besuch in der alten Heimath hat manche Erinnerungen wieder erweckt, bei manchen durch Untersuchungen an Ort und Stelle mir Feststellungen von Details ermöglicht, noch viel häufiger aber die schmerzliche Ueberzeugung bestätigt, wie viele interessante kulturhistorische Dokumente durch Gleichgiltigkeit verloren gegangen sind und noch täglich verloren gehen. Wiederholt haben mir Freunde und Verwandte erzählt, wie man bei ihnen zu Hause alte jüdische Papiere massenhaft verbrannt hat. Es ist gewiß auch manches Literaturwerk darunter gewesen, aber der Verlust wäre leichter zu verwinden als das von Privatbriefen, Verträgen, Urkunden und dergleichen, die uns einen Einblick in das innere Volksleben gewähren. „Verfallen!" sagen die galizischen Juden. Vielleicht kommen diese Zeilen dem Einen oder Anderen zu Gesichte, der noch in der Lage ist, das Eine oder das Andere an solchen Schätzen zu retten.

Dem Zustande unserer Quellen gemäß muß ich die Dinge bruchstückweise geben, wie ich sie gerade nachholen kann. So fiel mir ein, daß mein Vater von dem Eibenschitzer Rabbiner Bär Oppenheim das folgende Wörtchen erzählt hatte: בא Wenn er kommt יבא zum Alter von dreizehn Jahren (יבא hat den Zahlenwerth 13) ברנה schickt man ihm nach Brünn, נשא אלמתיו

er soll sein Pünkel (korrumpiert aus Bündel) tragen. So anregend witzig dieses Stückchen „Thora“ ist, so zeigt es doch auch wieder die geistliche Wirksamkeit der alten Rabbiner in ihrer den Bedürfnissen der wirklichen Welt abgewandten Tendenz. Der junge Mann sollte nur recht lange die Jeschiba besuchen; alles Andere würde sich schon von selbst finden, gerade wie R. Nehorai im Talmud sagt: Ich lasse alle Erwerbszweige der Welt beiseite liegen und lehre meinen Sohn nur Thora. Diese Anschauung hat nicht nur den fatalistischen Zug des jüdischen Charakters erzeugt, der alle Bedrückungen ruhig hinnahm, sondern hat uns das erschreckend zahlreiche Geistesproletariat gebracht, welches Nordau treffend in dem Worte vom „jüdischen Bettelstudenten“ charakterisiert hat, und nicht zum Mindesten hat der rabbinische Beruf darunter zu leiden gehabt, daß die Furcht der Eltern vor dem „Pünkeltragen“ ihm Elemente zugeführt hat, die eigentlich doch nur zum Hausieren geschaffen waren.

Eine andere Erinnerung ist mir aus der Lehrzeit meines Vaters in Pohrlitz aufgetaucht. Dort gab es einen höchst originellen Fastnachtsscherz. Irgend ein Plebejer wurde mit der Schupitza und dem Streimel, den Insignien der rabbinischen Würde, bekleidet und mit einem langen Barte ausgestattet. So wurde er auf den Sitz des Rabbiners in der Synagoge geführt, und der Schammes kam mit einer religiösen Frage zu ihm. „Rabbi,“ fragte er, „warum steht חור mit ä groiße Cheß!“ Der Rabbi schüttelte bedenklich sein Haupt und fragte: „Steht es wirklich?“ Der Schammuß betheuerte die Wahrheit der Thatsache. „Hm, hm,“ sagte der Rabbi. „Frag emol den Chasen, ob es is voriges Jahr aach gestanden.“ Der Schammes that, wie ihm geheißen und kehrte mit der Auskunft zurück: „Rabbi, der Chasen sagt, es is voriges Jahr aach gestanden.“ Der Rabbi bewegte nachdenklich das Haupt und strich sorgfältig den langen Flachsbart und sagte endlich: „Nu, asس (da=englisch as) es is voriges Jahr geschtannen, is es heier aach koscher.“ Ich halte diese kleine Erzählung für kulturhistorisch höchst bedeutsam. Sie zeigt, wie unsere Vorfahren ganz unbewußt an der rabbinischen Kasuistik ihren Witz übten, denn die Pointe dieses Fastnachtsscherzes ist jedenfalls der Gedanke, daß aus aller rabbinischen Gelehrsamkeit nichts Anderes herauskommt als: Wenn es schon einmal geschehen ist, soll es dabei bleiben. Interessant war auch, daß der Spaß sehr ernst genommen wurde. Wie mein Vater erzählte, war einmal an einem Purimabende ein fremder Kaufmann anwesend, der über die amüsante Szene herzlich lachte. Sofort wurde er zu einer Geldbuße (K’ nass) verurtheilt, und da er nicht zahlen wollte, wurden die Pferde vor seinem Wagen ausgespannt, bis er wohl oder übel diese Buße erlegt hatte. Ich erinnerte mich auf meinen Reisen dieser Geschichte mit aufrichtiger Wehmuth. Nicht allzu selten sah ich einen „Purim=Row,“ der ernst genommen werden wollte.

Eine interessante Bereicherung meiner Familiengeschichte erhielt ich von meinem Freunde, Herrn Rabbiner Dr. Freimann in Holleschau, der früher Rabbiner in meinem Geburtsorte Kanitz gewesen war und dort durch Zufall einige alte Dokumente erhalten hatte. Darunter ist ein ziemlich bedeutendes Bruchstück des Hauptwerkes meines Urahnen Jakob Eliezer Brunswick, der

Realkonkordanz der talmudischen Literatur, wahrscheinlich die Originalhandschrift, da das Manuskript in der Berliner königlichen Bibliothek nur eine Kopie ist; ferner ein Bruchstück einer anderen Handschrift, das wahrscheinlich Predigten enthält. Am Schlusse desselben findet sich von anderer Hand die Bemerkung, daß das Manuskript von des Schreibers Großvater Chananel stammt, der es von seinem Schwiegervater Jakob Eliezer erhalten hat. Damit war meine Hypothese über den Zusammenhang meiner Familie mit Jakob Eliezer widerlegt und weitere Untersuchungen auf dem Kanitzer Friedhofe und in dem Gedenkbuche der Gemeinde bestätigte diese Wahrnehmung.

Nebenbei will ich bemerken, daß es mir nicht im Entferntesten darauf ankommt, Ahnenkultus zu treiben. Nachkommen von Talmudisten, welche die hyperbolische Ghettosprache zu großen Lichtern, zu breitbeschwingten Adlern, zu Genies, für die es kein unergründetes Geheimniß gab, macht, sind wir ja Alle mehr oder weniger. Den Enkel des alten Rabbiners unserer Gemeinde Lazar Fried, kannte ich als einen schlichten Hausierer; in New York war der Sohn eines mir bekannten hervorragenden Rabbiners, eine Art Logenschließer im deutschen Theater; anderseits waren der Landesrabbiner Markus Benedikt (1753—1829) und der Historiker Professor Grätz Söhne von Metzgern, und ich glaube, daß keiner der beiden Herrn Väter sich als Mensch eines besonders guten Rufes erfreute. Schließlich glaube ich nicht, daß es ein zureichender Grund ist, darauf stolz zu sein, wenn mein Ur-Urgroßvater ein Werk in dem Geschmacke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geschrieben hat, in welchem Gott und die Engel darüber disputieren, ob Abraham sich nach der Anschauung des Maimonidas oder des Nachmani hätte richten sollen, als Nimrod ihn in den Hochofen werfen ließ, oder in welchem der Autor über die Gottlosigkeit seiner Glaubensgenossen klagt, welche ohne den leisesten Skrupel am Sabbath einen Schirm öffnen. Es handelt sich nicht darum, sondern um ein, soweit die Verhältnisse es gestatten, abgerundetes Bild aus der jüdischen Kulturgeschichte.

Zu dessen Grundlegung sei darauf hingewiesen, was ich in früheren Aufsätzen unter diesem Titel geschrieben habe. Ich konnte meine Vorfahren auf vier Generationen aufwärts nachweisen, meinen Vater, Bernhard B. 1819—1890, meinen Großvater Lazar 1787—1856, meinen Urgroßvater, Salomon Wolf, gestorben 1829, geboren um 1755, dessen Vater Menachen Mandl, gestorben 1803; des Letzteren Vater Josef kannte ich nur aus dem Grabstein des Letzteren dem Namen nach. Ich glaubte, er sei der Sohn des Jakob Eliser gewesen. Jetzt habe ich durch Nachforschungen auf dem Friedhofe und in dem Haskarabuche herausgebracht, daß dieser Josef der Schwiegersohn des Jakob Elieser gewesen ist. Ein auf dem Friedhofe befindlicher Grabstein giebt den Namen eines Josef, Sohn des Meir Jakob Deutsch, der ein großer „Schtadlan,“ also ein Landesältester, gewesen ist. Es stammen daher wohl aus seinem Besitze die Fragmente der in meinen Händen befindlichen, im J. 1713 beschlossenen Gemeindestatuten für die Landesjudenschaft in Mähren. Leider konnte ich den Grabstein nicht gut lesen, da er mit Moos überwachsen ist und das Sonnenlicht eines heißen Augusttages mich blendete, och brachte ich mehr durch Fühlen als durch Sehen die Jahreszahl 483=1723

heraus, was, wie ich mich aus dem Haskarabuche überzeugte, richtig ist, da dort sich die Eintragung findet: Josef, Sohn des Meir Jakob, seligen Angedenkens, der am Donnerstag, 20. Nissan 483-1723 starb, weil seine Frau Chana, Tochter des großen Rabbi Jakob Elieser, der Herr behüte und beschütze ihn, fromme Gaben zu seinem Seelenheile gestiftet hat. Das würde zwischen dem Tode des Vaters und des Sohnes einen Zeitraum von achtzig Jahren setzen, was allerdings selten, aber durchaus nicht unmöglich ist. Gerade in meiner Familie hat sich kürzlich ein ähnlicher Fall ereignet. Am 22. November 1899 starb eine Tante meines Vaters, eine Schwester seiner Mutter, die ebenfalls eine geborene Deutsch war, die ihren Vater, den am Sonntag, 15. Ab. 5578-1818 verstorbenen Bär, Sohn des Joel Deutsch, um mehr als 81 Jahre überlebt hat. Aehnliche Beispiele sind ja historisch auch oft genug nachweisbar. Der Wiener Finanzier Bernhard Freiherr von Eskeles starb 1839 im Alter von 87 Jahren, und da er ein posthümer Sohn war, hat er seinen Vater um fast neunzig Jahre überlebt. Aehnlich war es bei dem im 92. Lebensjahre verstorbenen Zunz, der seinen Vater im frühesten Kindesalter verlor.

In dem Falle meines Ur-Urgroßvaters wird diese Annahme auch noch durch andere Gründe wahrscheinlich. Er selbst starb nach der ausdrücklichen Angabe seines Grabsteines in hohem Alter, was auch durch den Umstand bestätigt wird, daß er die 1778 erfolgte Verheirathung seines Sohnes um 25 Jahre überlebte. Chana, die Wittwe des Josef Deutsch, hat noch einmal geheirathet, denn später findet sich die Eintragung des Seelengedächtnisses für Josua, Sohn des Samuel Halevi Epstein, für dessen Gedächtniß seine Gattin Chana, Tochter des Rabbiners Jakob Elieser s. A. eine Thorarolle gespendet hat. Josua Epstein starb am 7. Kislev 494-1733; Chana war also zehn Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten zum zweiten Male Wittwe geworden. Ein hohes Alter dürfte Josef Deutsch nicht erreicht haben, denn nach einer Eintragung des Haskarabuches starb sein Vater Meir Jakob, Sohn des Josef, am Montag, 4. Sivan 466-1706 und dessen Frau Schöndel, Tochter des Meir, am Montag, dem Tage, von dem nicht geschrieben steht, es war gut, 12. Adar 474-1714. In dieselbe Eintragung ist aufgenommen eine Frau Bela, Tochter des Lazar, die am Donnerstag, 12. Tammus 473-1713 gestorben ist. Für das Gedächtniß dieser drei Personen hat Josef Deutsch eine Thorarolle und einen Vorhang (Paroketh) gestiftet. Die Vermuthung liegt nahe, daß die erwähnte Bela seine erste Frau war, nach deren Tode er Chana, die Tochter des Jakob Elieser geheirathet hat. Da er seinen Vater nur um 17, seine Mutter um nicht ganz neun Jahre überlebte, muß er wohl kein sehr hohes Alter erreicht haben. Hingegen ist seine zweite Frau in sehr hohen Jahren gestorben, denn sie hat ihren ersten Gatten um fünfzig Jahre überlebt. Das Haskarabuch meldet, das die greise und fromme Frau Chana, Tochter des frommen Rabbiners Jakob Elieser am 12. Ab 533-1773 gestorben sei. Uebrigens ist meine Abstammung von Jakob Elieser eine doppelte, denn mein Ur-Urgroßvater Manachem Mandel hatte Liebele, die Tochter eines gelehrten (Morenu) Chananel, des Sohnes eines Rabbiners Jehuda Löb geheirathet. Sie starb 25. Ijar 551-1791.

Mein Freund Freimann besitzt ein Buch, auf dessen Schutzblatte die Worte geschrieben sind: Dieses Buch gab ich als Hochzeitsgeschenk dem wackeren Jünglinge Chananel, Sohn des großen Rabbi Löb s. A. und Schwiegersohn des großen, frommen und berühmten Rabbi Eliéser, Rabbiner in Kanitz. Jechiel Melammed, derzeit in Eibenschitz.

Chananel war, wie ich oben angegeben habe, der Schwiegersohn des Jakob Eliéser. Liebele war daher die Kusine ihres Gotten. Sie selbst war nach der Mutter des Jakob Eliéser benannt, die im Haskarabuch als Liebele, Tochter des Eliéser angeführt ist, zu deren Gedächtniß der Sohn eine Altardecke gestiftet hat. Auch für seinen Vater Josua, Sohn des Jakob, hat er eine Pergamentrolle mit den Haftarot gestiftet. Bei dieser Stiftung ist auch das Datum angegeben, nämlich der Tag vor dem Neumonde des Ab 448=1688. Interessant ist dabei ferner, daß der Stifter bei dem Tode des Vaters blos als R. Jakob Eliéser angeführt wird, während er bei dem Tode der Mutter der berühmte Rabbiner הרב הגדול genannt wird. Wir sehen ferner, daß er die Namen seiner beiden Großväter erhalten hat. Auch der Name seiner Gattin, Miresch, Tochter des hervorragenden Rabbiners הגאון Joel wird im Haskarabuche genannt; ferner erscheinen daselbst drei Töchter, die schon genannte Chana, gestorben 1773, eine Liebele Blüme, gestorben 17. Schebat 494=1734 und eine Rabbinerin Sara, gestorben Donnerstag 12. Nissan 507=1747. Welche von den Beiden die Gattin des Chananel gewesen ist, giebt das Buch nicht an; die Liebele kann es nicht gewesen sein, da Chananel, wie ich oben angab, selbst eine Tochter Liebele hatte. Bei der Sara ist es wieder nicht wahrscheinlich, weil sie ausdrücklich als Rabbinerin רבנית bezeichnet wird, während Chananel wohl als Rabbinerssohn und als Gelehrter (Morenu) aber nicht als Rabbiner bezeichnet wird. Uebrigens hatte Jakob Eliéser noch einen Schwiegersohn Mordechai Kempner, dessen Unterschrift sich auf einem Dokument in dem Streit zwischen Jonathan Eybeschütz und Jakob Emden findet, welches Neubauer herausgegeben hat und wo er die Worte „Schwiegersohn des Rabbi Eliéser aus Kunitz" falsch gelesen und einen Eliéser Kunz herausgebracht hat (Monatsschrift für G. u. W. d. Judt. 1887, 280). Dieser Mordechai ist wahrscheinlich der Rabbiner מורי מו״הר Mordechai Sohn des David im Haskarabuche, dessen Sohn David einen Vorhang zum Gedächtniß gestiftet hat, und der um 1745 gestorben ist. Er ist wohl auch der Gatte der erwähnten Sara. David, Sohn des Mordechai Kempner, starb am 17. Marcheschwan 545=1784; er ist, offenbar als Gemeindeältester auf dem schon einmal erwähnten Inventare des Nachlasses von Isaak Ulman, den Urgroßvater meiner Mutter, der in frühem Alter am 20. Adar I. 1758 starb, unterschrieben. Auf demselben Dokument ist auch Joel, Sohn des Josef Deutsch, Bruder des Menachem Mandl, unterzeichnet, der am 28. Adar 1785 starb. Das stärkt wieder die Annahme, daß der 1723 verstorbene Josef Deutsch sein und Manachem Mandls Vater gewesen ist. Jakob Eliéser hat auch einen Sohn Josua Selig hinterlassen, von dem ich ein schon ausführlich besprochenes Dokument besitze, in welchem er zur Drucklegung der Werke seines Vaters auffordert. Das Haskarabuch nennt ihn mit seiner Gattin Elke, Tochter des Kalman, und auf dem Friedhofe fand ich

seinen Grabstein neben dem seines Schwagers Josef Deutsch; er trägt die kurze Aufschrift: Der greise Gelehrte הישיש התורני Josua Selig, Sohn des großen Rabbi Jakob Elieser, starb am 1. Tage des Neumondes des Marcheschwan 523=1762. Ueber sein Nachkommen und seinen Familiennamen ist nichts mehr zu erfahren. Das Gedächtniß des Ghetto ist kurz. Mein Vater konnte von seinem Großvater Salomon Wolf, der den Selig gekannt haben muß, noch persönliche Nachrichten erhalten, ebenso wie Salomon Wolf von seiner im Jahre 1773, als er schon ein erwachsener Junge gewesen sein muß, verstorbenen Großmutter Chana, Nachrichten über deren Vater Jakob Elieser, den Großvater seines Vaters und seiner Mutter, erhalten haben muß. Trotzdem herrschte darüber eine solche Konfusion, daß ich dem verewigten Kaufmann, der sich bei seinen Studien über Wertheimer mit Jakob Elieser beschäftigte, mittheilte, daß wir männlicherseits von ihm abstammten und den Namen Brunschwig mit dem Namen Deutsch vertauscht hätten. Das ist nun nicht richtig, da mein fünfter Ahn Josef, nicht wie ich annahm, der Sohn, sondern der Schwiegersohn des Jakob Elieser gewesen ist und übrigens der Name Deutsch in dieser Gegend schon im Jahre 1707 vorkommt, wo ein gewisser Salomon Deutsch dafür bestraft wird, weil er in einem Einkehrgasthause der Brünner Vorstadt Kröna mit dem Zehngebot (Thorarolle) vorgebetet hatte. Der Name Brunschwig kommt, soviel ich weiß, nur auf der von Josua Selig gezeichneten Aufforderung zur Drucklegung der Werke seines Vaters und im Gemeindebuch von Eisenstadt vor; in dem Kanitzer Haskarabuche wird er immer nur Jakob Elieser genannt, und wo sein eigener Tod vermerkt ist, heißt es: Gott gedenke der reinen, fleckenlosen und sündenfreien Seele unseres Herrn und Meister des frommen Rabbiners Jakob Elieser A r o n, Sohn des Josua Selig, s. A. (der schied und eingieng in die Welt der Wahrheit und bestattet wurde im Grabe der Heiligen im Hause der Ewigkeit in der Residenzstadt Wien) weil seine hinterbliebenen Erben gelobt haben, ein Paroketh, ein Kaporeth und ein „Mäntele" anfertigen zu lassen. Mit der Erbschaft muß es übrigens windig ausgesehen haben, denn auf dem Grabsteine heißt es, daß er „keinen Segen bei seinem Tode hinterließ." Das berührte mich so eigenartig, als ich diese Stelle auf dem Grabsteine des alten Friedhofes in Wien las, den ich am neunten Ab besuchte. Eine ganze Gruppe von Menschen hatte sich um mich herumgestellt, als ich versuchte, die von einer Staubkruste bedeckte Inschrift zu lesen und mit besonderer Liebenswürdigkeit half mir ein danebenstehender Herr den Grabstein abzureiben, so daß ich die Inschrift vollkommen lesen konnte, obwohl offenbar ein Theil des Grabsteines eingesunken ist. Auch im Anfang scheint etwas zu fehlen, obwohl auf dem Steine kein Defekt sichtbar ist, denn es heißt המעות verwandelt in Trauer, so daß das Wort חג fehlt, und nach der Eintragung im Kanitzer Haskarabuche starb Jakob Elieser am ersten Tage des Pesachfestes 489=1729. Dieselbe Jahreszahl steht auf dem Grabsteine, hingegen hat Kaufmann, dem ich in meinen Gedenktagen folgte, den ersten Tag Chol Hamoed desselben Jahres, also um zwei Tage später.

Es war doch ein eigenthümliches Gefühl, das mich auf diesem Begräbnißplatze und an diesem Grabe beschlich. Hier in der noch heute judenfeind=

lichen Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates war der Mann nach jahrelangem schweren Leiden, von dem er in dem mir von meinem Freunde Dr. Freimann übergebenen Manuspripte spricht, gestorben; wahrscheinlich waren seine letzten Lebensjahre von dem Gedanken verbittert, daß seine Lebensarbeit vergebens gewesen sei, da er keines seiner zahlreichen Werke dem Drucke übergeben konnte. An und für sich war ja das Leben eines Juden in Wien in jener Zeit eine Kette von Leiden, denn das Recht zum Aufenthalte, die Toleranz, besaß er nicht und durfte daher nur als ein im Dienste Samson Wertheimers „kaiserlicher Hoffaktor und Jud" stehender Hausgeistlicher die Luft Wiens athmen. In Armuth war er, wie sein Grabstein sagt, gestorben; seine Manuskripte dürften nach seinem Tode in die Hände seines Sohnes Selig gekommen sein, der versuchte, sie zu publizieren, aber damit keinen Erfolg hatte. So dürften sie denn wieder zerstreut worden sein, ein Theil wurde von pietätvollen Händen auf dem Dachboden der Synagoge deponiert, wo zufällig der Rabbiner Freimann sie entdeckte und mir übergab. Schließlich wurde auch sein Name vergessen und sein Hauptwerk wurde einem Anderen, dem am 16. Adar 579=1819, also neunzig Jahre später, verstorbenen Elieser, Sohn des David (Fried) zugeschrieben. Auch die von ihm gestiftete Haftararolle ist ebenso wie seine Werke ein Raub der Indifferenz der späteren Geschlechter geworden. Zu meiner Knabenzeit hat sie noch bestanden. Dann wurden um 1875 sechszehn alte Thorarollen—die Gemeinde hatte deren 25—einem Sofer verkauft, der sie ausbesserte und an die damals zahlreich entstehenden neuen Gemeinden verkaufte. Mein Vater hatte selbst den Verkauf befürwortet, weil es unmöglich war, alle diese Thorarollen zu benutzen und sie an einem feuchten Orte aufbewahrt wurden, wo sie dem Verderben ausgesetzt waren. Auf seinen Rath wurde der Erlös kapitalisiert und zu einer Stiftung gemacht, von deren Erträgniß alte Thorarollen ausgebessert werden sollten. Der damalige Chasan gab dem Sofer die Haftararolle mit in den Kauf, obwohl dieser erklärte damit nichts Anderes anfangen zu können, als das Pergament zum Flicken alter Thorarollen zu verwenden. Als mein Vater davon erfuhr, wollte er die Pergamentrolle zurückfordern. Warum er das nicht ausführte, weiß ich nicht; jedenfalls war es ihm unbekannt, daß das Stück von seinem Ahnen herstamme. Man sieht aus diesem Beispiele, wie der Vandalismus mit kultur= und lokalgeschichtlich interessanten Objekten umging; man sieht auch ferner, wie unverläßlich Traditionen sind. Was aus dem Nachkommen des Selig, des Sohnes des Elieser geworden ist, und ob er überhaupt Nachkommen hinterlassen hat, ist unbekannt; ebenso sind mir die Nachkommen seines Schwagers Chananel unbekannt. Er war der Sohn eines Rabbiners Jehuda Löb, der vielleicht mit einem Rabbi Jehuda, Sohn des Baruch, gestorben am 2. Elul 496=1736 identisch ist. Er selbst starb um 1768, sein Sohn Jehuda Löb, welcher der Geschäftstheilhaber seines Schwagers Menachem Mandl war starb am 13. Schebat 545=1785. Diese Ereignisse lagen doch nicht so weit zurück, ein jüngerer Bruder meines Großvaters hieß ebenfalls Chananel, also nach seiuem Urgroßvater benannt; er starb 84 Jahre alt, etwa 1880. Durch ihn hätte sich die Tradition erhalten sollen, trotzdem ist gar nicht mehr zu eruieren, was aus der

Familie des Chananel geworden ist. Das zeigt uns wieder, wie unsicher mündliche Tradition ist.

Hunderte von Nachkommen muß es heute von Jakob Eliefer geben. Außer mir dürfte kaum einer von ihnen etwas von dem großen Rabbi wissen, ebensowenig weiß ich, wer sein Schwiegervater Joel war, dem das Haskarabuch das seltene Attribut des „Gaon" zuerkennt. Der Name bestätigt wieder die Familienverbindung, denn Joel ist der Sohn des Josef gestorben 1785 und sein Name kehrt unter seinen zahlreichen Enkeln oft wieder. Zwei von ihnen kannte ich als Greise, sie starben in den sechziger Jahren. Man nannte sie zur Unterscheidung wohl nach den Dörfern, in denen sie herrschaftliche Pächter gewesen waren, Joel Morawetz und Joel Jedownitz. Der Letztere kommt als 1791 geboren in des Großvaters Mohelbuch vor. Sein Vater hieß Abi-Esri, genannt Selig und starb am 19. Marcheschwan 606=1845 im hohen Alter. Er wurde gewöhnlich Reb Selig Blansk, nach dem Orte Blansko, wo er wohl auch Pächter gewesen sein dürfte, genannt. Die mit seinem Tode erloschene „Familienstelle" ging auf meinem Vater über, der sich 1846 verheirathete. Von dem „Vetter Selig" erzählte mir mein Vater, daß er sich selbst in seiner Zeit durch besondere Frömmigkeit auszeichnete; seinen Sohn Joel kannte ich selbst in meiner Kindheit als einen der frömmsten Greise in der Gemeinde; des Letzteren Sohn Itzig Löb, genannt Leopold, war Inhaber eines Privatinstituts in Brünn, und sein Judenthum war das des modernen Großstädters, obwohl er durchaus nicht anti-religiös war. Sein Sohn wiederum, der Siegmund, wahrscheinlich mit dem jüdischen Namen Selig, heißt, ist ein Kaufmann in Brünn, bekannt durch einen echt amerikanischen Unternehmungsgeist. Er ist konfessionslos, mit einer Christin verheirathet, und hat während meiner letzten Anwesenheit in Brünn drei Töchter verheirathet, davon eine mit einem Katholiken und zwei in Zivilehe mit Juden. Es ist ein großes Stück Evolution jüdischer Geschichte in intellektueller und sozialer Beziehung von dem fürstlich Salm'schen Bestandmann Selig in Blansko, der auf seine alten Tage sich in die „Kehille" zurückzieht, alle Tage, den Tallith über den Kopf gezogen, betet, oder seinem Sohne Joel, aus dessen Nachlaß ich kürzlich eine Bestätigung fand, daß er jemandem das Werk „Machazith Haschekel" geliehen hat, dem Sohne des Letzteren, der sich aus einem Itzig Löb in einem Leopold umtauft, ein modernes Privatlehrinstitut eröffnet, für den Machazith Haschekel kein Interesse mehr hat und noch weniger daran denkt, seine Kinder zum Verständniß dieses so sehr geschätzten Werkes zu erziehen und nun endlich der Namensträger von Reb Selig Blansk, der natürlich kein Spezimen der Durchschnittsentwickelung des Judenthums ist, aber wenn er es geblieben wäre, höchstens an Feiertagen die Synagoge besuchen und, wenn er besonders konservativ angelegt wäre, vielleicht auch noch ein kleines unscheinbares Tallischen um den Hals tragen würde. Nicht minder prägnant zeigt sich die Evolution bei den Nachkommen des schon wiederholt erwähnten Bruders von Selig Blansk, des Bestandmannes Bernhard Deutsch, genannt Baer Reitz, der am 17. August 1818 starb. Zunächst hat das Dorfjudenthum aufgehört, indem die Grundherrliche Aristokratie das Privilegium der Schnappsbrennerei verloren hat und

damit das „Randar"-wesen sich verloren hat. Ferner sind durch die modernen Verkehrsverhältnisse die Geschäfte in den Dörfern zurückgegangen und die Juden haben, dem nationalökonomischen Gesetze folgend, diese Plätze verlassen. Enkel und Urenkel von Reb Bär Reitz sind in verschiedenen Städten zerstreut und dem Berufe nach Kaufleute, Aerzte und Advokaten, zwei von ihnen, mein Vetter, Rabbiner Dr. Groß in Lundenburg und ich sind Theologen. Bei uns finden sich noch Bruchstücke von Reb Bärs Bibliothek, die, obwohl er selbst kein Gelehrter war, ziemlich reichhaltig gewesen ist, denn ein „Seforimschrank" gehörte in jener Zeit zum Schmucke eines Hauses, gerade wie die wohlhabenden Nachkommen Reb Bärs ihr Konversationslexikon und ihre Bibliothek der deutschen Nationalliteratur im Salon haben müssen. Ein wenig typisch mag es auch sein, daß die nach Reb Bär Raitz genannten Nachkommen der gegenwärtigen Generation Berthold heißen, während mein Vater und soviel ich mich erinnern kann, drei seiner Vettern Bernhard hießen, d. h. unter diesen Namen in das Geburtsregister eingetragen waren, während sie thatsächlich je nach dem Grade der Achtung, welche sie genossen, Reb Bär oder Bärl genannt wurden. Bernhard war offenbar mit der Zeit zu jüdisch geworden, und unsere moderne jüdische Geschichte ist eine langsame Entjudung, von der selbst die orthodoxesten Kreise nicht freigeblieben sind.

Mittheilungen.

Der Redakteur dieser Zeitschrift betrachtet es als eine angenehme Pflicht, seinem Freunde und Kollegen Herrn Mannheimer seinen aufrichtigsten Dank für die selbstlose Hingebung auszusprechen, mit der er die Redaktion der „Deborah" während der letzten vier Monate geleitet hat. Er ist auch überzeugt, daß die Leser der „Deborah" mit dieser Stellvertretung vollkommen zufrieden waren und diese Anerkennung theilen.

Quos ego! Die „Deborah" ist ihrem biblischen Vorbilde entsprechend eine Friedensrichterin, welche das Kriegsführen Anderen überläßt. Sie will ferner ein unparteiisches Organ sein, welches allen Anschauungen eine freie Tribüne überläßt, vorausgesetzt daß sie sich auf rein sachlichem Boden bewegen. Gegen diese Regel ist in den letzten zwei Nummern gesündigt worden, insofern als unser Freund Mannheimer die Unparteilichkeit so weitherzig interpretiert hat, daß er eine Polemik zuließ, die durch die Heftigkeit der Form und durch das Persönliche ihres Inhaltes die von uns für solche Fälle gesteckten Grenzen weit überschritten hat. Die „Deborah" will wie ihr Redakteur allen Meinungen gegenüber tolerant sein. Darin liegt durchaus keine Gesinnungslosigkeit oder Feigheit. Ich habe erst neulich viel mit entschiedenen Orthodoxen, so mit dem Verfasser des orthodoxen Lehrbuches der jüdischen Religion, Dr. M. Friedländer in London, mit seinem Schwiegersohne, dem Chacham Dr. Gaster, mit Oberrabbiner Simonsen in Kopenhagen, mit Professor Barth in Berlin, mit dem Vorsteher der orthodoxen Gemeinde in Hamburg, Herrn Hermann

Gumpertz, mit verschiedenen orthodoxen Rabbinern in Mähren auf das Freundlichste verkehrt. Keinem dieser Herrn ist meine theologische Stellung unbekannt, aber wir fühlen, daß wir trotz alles Trennenden doch wieder so viel Gemeinsames haben, daß wir mit einander auskommen können. Man vermeidet eben das Trennende oder man bringt es in einer Weise zur Sprache, die nichts Verletzendes hat. Verletzend ist aber das Persönliche. Daß jemand ein Ungar oder ein Pole, jung oder alt ist, hat nicht das Gewicht eines sachlichen Arguments und Ausdrücke, wie fades Geschwätz, lassen sich ebenso leicht auf die Werke von Herbert Spencer als auf die Leitartikel des Krähwinkler Wochenblattes anwenden. Die Typen wehren sich niemals. Nur in einer Beziehung muß man dem Reformer dos Ueber die Stränge-Hauen verzeihen. Es ist in letzter Zeit Mode geworden, Reform als einen Ausfluß der Unwissenheit, der Genüßsucht und der religiösen Indifferenz zu verschreien. Das geschieht auch von Seiten derjenigen, die ein Blatt im Talmud noch nicht interpretieren können, die sich ihre Sabbathcigarre ganz gut munden lassen und deren religiöses Bedürfniß sich gerade so wie das der geschmähten Reformer auf eine kurze Anstandsvisite in der Synagoge am Jom Kippur beschränkt. Die Herabwürdigung der Reform findet sich ferner bei Jenen, die es der Reform verdanken, wenn sie heute nicht mehr die dialektischen Kniffe des Pene Jehoschua für die höchste irdische Weisheit halten. Solche Undankbarkeit und Ungerechtigkeit erklärt die Erregung auf der anderen Seite. Allerdings ist seashore-orthodoxy kein Argument, denn da Orthodoxie nicht dadurch vernünftiger wird, daß man ihr an einem Flußufer huldigt; so kann sie dadurch nicht schlimmer werden, wenn sie an der Seeküste ihr Heim hat. Anderseits ist das Beispiel Dr. Sonneschein's aus Joreh Deah 179 sehr treffend gewählt. Dort wird gestattet, einem Sterbenden das Versprechen abzunehmen, daß er nach seinem Tode seinem Freunde erscheinen werde. Der Glaube an böse Geister, an den bösen Blick, an Seelenwanderung, an gewisse sympathetische Kuren u. dgl., findet sich sehr häufig in den rabbinischen Schriften und ist vielfach in die Gesetzbücher übergegangen. Die Folgerung ist daher berechtigt, daß wenn Joreh Deah § 1—110 mit den Gesetzen über Schlachten, über Erkrankungen am thierischen Körper, über das Salzen des Fleisches, über Mischung von Milch und Fleisch, usw., unabänderliche Geltung haben, auch § 179 mit seinen Geisterbeschwörungen gelten müßte. Man konnte höchstens ein suaviter in modo verlangen, aber die Logik des Arguments müßte besonders derjenige gelten lassen, der sich von der in demselben Paragraphen vorgeschriebenen „Schupitza" emanzipiert hat. Anderseits wird kein Billigdenkender solch edlen Charakteren wie Seligmann Bär Bamberger seine Anerkennung versagen oder sich vor der Thatsache die Augen verschließen, daß die Reform weder die religiöse Innigkeit noch den geistigen Ernst der alten Zeit erhalten konnte. Wenn erst die amerikanische Modedame das Union Prayerbook so fleißig benutzen wird wie ihre Großmutter ihre Techinna benutzt hat oder ihr Gatte etwa Grätz's Geschichte so eifrig studieren wird wie sein Großvater den Menorath Hamaor studiert hat, dann ist die Orthodoxie ganz von selbst besiegt.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Wissen ist Ueberzeugung und kömmt von außen. Glauben ist Uebereinstimmung und kömmt von innen. Darum ist jede Afterweisheit eine falsche Vorspiegelung und jeder Aberglaube eine schrille Dissonanz.

Wenn die Bibel todt ist, wird sie auf den Sezirtisch gelegt und auf ihre Anatomie geprüft. Und das nennt man „Höhere Kritik."

Der jüngste Zensus Deutschlands ergab eine Bevölkerung von über 56 Millionen. Darnnter nahezu sechshundertausend Israeliten. Und dieses Eine Perzentchen wird als Judenwucher denunzirt!

Und jetzt wird's gar bald anfangen, jüdische Hirtenbriefe zu regnen. Mit viel Salbung und ein wenig Tinte, schlägt man manche feine Finte.

Die Feiertage gingen wie sie kamen,
Und ließen manche reine Spur zurück.
Manch heiß Gebet und manch ein brünstig Amen,
Schuf neue Seelenruh' und frisches Glück.

Zionismus ohne Zion, Nationalität ohne Nation, so stellt das summum malum der Herzl-Nordau-Welt sich dar.

Sie triuken alle Palästinawein
Getauft mit echtem Jordanwasser.
Der Lobster und die Auster munden fein,
Die Pietät wird immer krasser.
Zuletzt noch paradirt in voller Wichs
Herr Bambus mit dem koschern Crucifix.

Der Messias kommt nur dann, wenn es keine Hochmüthigen mehr in Israel gibt (Sanhedrin 89[a]).

Selbst für den Bau des Gotteshauses soll man den Untterricht der Jugend nicht unterbrechen (Sabbat 119[b].)

Die Gesetzgebung soll nur solche Gesetze erlassen, die für die Mehrzahl der Bürger ersprießlich sind (Baba Kamma 79[b]).

Geschichtsphilosophie mit besonderer Beziehung auf Religionsgeschichte.

Von Gotthard Deutsch.

Der Titel dieses Essays könnte leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben. Man dürfte darin willkürliche Kombinationen von Ereignissen nach Zwecken und Zielen sehen, wie sie jeder Teleologie eigen sind. Goethe hat sich gegen eine solche Geschichtsauffassung geäußert, wenn er sagte: Was ihr den Geist der Zeiten heißt, ist der Herren eigener Geist.

Es sei deshalb gestattet, mit einer Definition zu beginnen: Geschichte ist die Summe aller Ereignisse, welche den Entwicklungsgang der Kulturmenschheit wesentlich beeinflussen. Das ist in der Regel nur durch retrospektive Betrachtung zu erkennen. Die Friedenskonferenz im Haag, welcher der Burenkrieg auf dem Fuße folgte, ist geschichtlich bedeutungslos. Sie mag jedoch, wenn ihre Ideale einmal verwirklicht werden, als eine wesentliche Etappe im Entwicklungsgange der Menschheit ihren Platz finden. Umgekehrt sind die Thesen Luther's den Zeitgenossen kaum etwas Anderes gewesen, als ein sehr alltägliches Theologengezänk. Dergleichen papierene Tourniere waren an Universitäten ebenso Mode wie das Lanzenstechen an Höfen.

Eine philosophische Betrachtung der Geschichte ist der Versuch, geschichtliche Ereignisse nach ihrem Zusammenhange und ihrer Bedeutung zu begreifen. Wenn sich Napoleon Kaiser der Franzosen und nicht nach dem Vorbilde der Bourbonenkönige Kaiser von Frankreich nennt, so ist der Unterschied belanglos, so lange wir nicht wissen, daß dadurch ein Kompromiß mit revolutionären Ideen abgeschlossen wird. Der Monarch prätendirt nicht mehr, von Gottes Gnaden auf den Thron gesetzt worden zu sein, sondern proklamirt das Recht des Volkes, ihn zu berufen. Derselbe Umstand zeigt sich in der Unterlassung der Krönung bei dem sonst zu Manifestationen des mystischen Gottesgnadenthums geneigten deutschen Kaiser. Noch sein Großvater hatte sich 1861 die Krone der preußischen Könige auf's Haupt gesetzt. Als deutscher Kaiser wurde er blos proklamirt. Niemand trug danach Verlangen, im Dom zu Aachen oder im Römer zu Frankfurt die Krönung der ehemaligen deutschen Kaiser zu wiederholen. Der Zeiten Geist sprach sich dagegen aus, und selbst Wilhelm II. trug ihm insofern Rechnung, als er sich scheute, die Besitzergreifung von dem Throne Preußens durch einen Akt zu dokumentiren, der dem modernen Geschlechte Mummenschanz ist.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Einzelnen zum Allgemeinen, so lassen sich vier hauptsächliche Gesetze für die philosophische Betrachtung der Geschichte aufstellen.

1. **Die psychologischen Motive, welche die treibenden Kräfte der Weltgeschichte sind, bleiben zu allen Zeiten dieselben.**

2. Die Trägheit ist ein ebenso wesentlicher Faktor im Geistesleben als im Leben der Körperwelt.
3. Die größte Macht der Weltgeschichte ist Opposition.
4. Das Leben ist ein Kompromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit.

1. Da Geschichte die Bilanz des geistigen Lebens ist, so müssen die Thatsachen, aus denen sie sich zusammensetzt, aus der psychologischen Natur des Menschthums stammen. Die letztere ist aber unveränderlich, weil sie auf physiologischen Motiven beruht. Zu diesen gehört in erster Linie das Streben nach Komfort. Soweit das Objekt in Betracht kommt, wird dieses Streben nach Zeit, Ort und individuellen Verhältnissen wohl verschieden sein; es bleibt sich aber gleich, soweit die Form der Aeußerung in Betracht kommt. Die Sehnsucht des Einen wird auf eine trockene und helle Dachstube gerichtet sein, die er mit seiner feuchten, dunkeln Kellerwohnung vertauschen möchte, die Sehnsucht des Anderen wird nur in einem Schloß mit großem Wildparke Befriedigung suchen; Beides ist ein Streben nach Komfort. Dieses Streben wiederum ist ein mächtiger Faktor in der Weltgeschichte. Es bringt den Taglöhner aus Landbezirken in die großen Städte, den Goldsucher aus einer Umgebung und aus Verhältnissen, die dem genannten Taglöhner als fabelhafter Komfort erscheinen, in die unwirthschaftlichen Gegenden des neuentdeckten Dorado; es brachte die Langobarden aus Skandinavien nach der apenninischen Halbinsel, wie es den Irländer oder den Slovaken in die pennsylvanischen Kohlenbergwerke zieht. Es war also nicht minder ein Faktor in der Entdeckung und Besiedlung Amerikas, wie in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen.

So wie die Liebe zum Komfort, so ist die Anziehungskraft des ewig Weiblichen ein mächtiger Faktor in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte. Was die Zeitung uns im lokalgeschichtlichen Theile täglich an Mord- und Selbstmordchronik, an Veruntreuungen und geschäftlichem Ruin auftischt, ist zu einem großen Theile auf den Einfluß sexueller Beziehungen zurückzuführen, und die große Zeitung der Weltgeschichte erzählt uns dieselben Thatsachen in dem Trojanerkriege, in dem Raub der Sabinerinnen, in der Nibelungen Not und in so vielen anderen historisch klareren Ereignissen bis auf die Zeit der Lola Montez, der Königin Natalie von Serbien und der Kaiserin Eugenie mit ihrem ma petite guerre à moi.

Wie die Liebe zu dem Weibe, so ist die Liebe zu den Kindern eine Elementarerscheinung, welche die Handlungen des Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt beeinflußt. Jedermann will die Früchte seines Erwerbes den Seinen ungeschmälert hinterlassen, will sie nach Möglichkeit vor Schaden beschützen und ihnen die Unannehmlichkeiten eigener bitterer Erfahrungen ersparen. In der Liebe zu seinen Kindern wird der Mensch häufig genug die Resultate langjähriger Arbeit zerstören. Das äußert sich verschiedenfach, manifestirt aber immer dasselbe Prinzip. Ein König will seinen Nachkommen seinen Thron, ein Grundherr seine Güter, ein Bankier seine Millionen, ein Staatsmann seine Stellung vererben. Die wichtigsten Konflikte der Weltgeschichte wurden auf diese Weise hervorgerufen. Spanien ist über ein halbes

Jahrhundert durch Bürgerkriege zerrissen, weil König Ferdinand VII. seinem Töchterchen zu Liebe die Verfassung umgestoßen hat, und heute noch trägt das Land trotz seiner zerrütteten Finanzen ein Kultusbudget von 44 Millionen Pesetas, weil jede Partei, die am Ruder ist, fürchten muß, durch Verkürzung dieses Budget-Postens die Geistlichkeit in die Arme der Karlisten zu treiben. Das Naturgesetz der Kindesliebe hat Europa mit Fideikommissen beglückt, hat die erbliche Majordomuswürde geschaffen und vielleicht manches Dogma sanktionirt, denn, „wer den Papst zum Vetter hat, der wird bald Kardinal.“ Dasselbe gilt mit entsprechender Aenderung von Konsistorialräthen, Muftis und Rabbinern.

Neben der Befriedigung rein physischer Bedürfnisse hat der Mensch auch noch den Wunsch nach idealeren Freuden. Zu diesen gehört in allererster Linie das Streben nach Macht. Zu gehorchen ist süß, aber zu herrschen ist angenehmer. Der Trieb nach Bethätigung der eigenen Kraft ist ein relativer, insofern als wir unsere Wünsche nach den Verhältnissen Anderer bemessen. Mit psychologischer Folgerichtigkeit wird Julius Cäsar der Ausspruch zugeschrieben, er wolle lieber in einem gallischen Dorfe der Erste als in Rom der Zweite sein. Auch hier mag die Form der Bethätigung verschieden sein, das Grundprinzip ist das gleiche. Es mag sich in dem einen Falle darum handeln, einen tönenden Titel in einer Freimaurerloge zu erhalten, in dem anderen Präsident einer großen Republik zu werden; der Ehrgeiz des Einen geht dahin, als Autorität auf dem Gebiete der chinesischen Syntax zu gelten, während der Andere Gouverneur der neueroberten chinesischen Provinz werden will; der Eine möchte es zum geheimen Kommerzienrath bringen, des Anderen Ehrgeiz versteigt sich bis zum serbischen Takowa-Orden; immer ist es aber das gemeinsame Ziel, es möglichst vielen Anderen zuvor zu thun. Dieses dem Menschen angeborene Streben ist wohl der wesentlichste Faktor der Weltgeschichte. Aus ihm heraus erklären sich der ägyptische Ramses, der assyrische Salmanassar, Alexander der Große, Julius Cäsar, Wallenstein, Napoleon, aber auch Murat und Bismarck, Hildebrand, Savonarola, Luther, John Wesley und Brigham Young.

Kraft und Muth haben von jeher, auch ehe Nietzsche seinen „Uebermenschen“ entdeckt hatte, sich Bewunderung erzwungen. Wenn Xenophon mißmuthig bemerkt, daß Heerdenthiere sich willig scheeren und melken lassen, während Menschen sich gegen ihre besten Herrscher auflehnen, so hätte er bei genauerer Erwägung viel richtiger eine Analogie herausfinden können. Auch der Mensch beugt sich vor der Superiorität der Kraft und des Intellekts, ob sich dieselbe im Ringkampfe oder in der Musik, in der Kunst der Kriegsführung oder der Staatenlenkung äußert. Der Mittelmäßige und der Kleine suchen ein Plätzchen neben dem Triumphwagen zu gewinnen, während die Zurückgedrängten, die immer zahlreicher sind als die Zugelassenen, sich um einen anderen Führer schaaren. So entstanden innere und äußere Kämpfe, Parteien, Reformationen und Revolutionen.

2. Das Trägheitsgesetz, so negativ es uns auch erscheinen mag, ist ein mächtiger Faktor in dem Entwicklungsprozesse der Menschheit. Daß wir an Ort und Stelle bleiben, ist natürlich. Um uns zum Verlassen unseres Platzes

zu bewegen, dazu bedarf es eines Anstoßes. So hat die französische Revolution die alten Provinzen des französischen Königreiches zu bloßen historischen Begriffen reduzirt, hingegen hat Deutschland noch heute die Anomalie aufzuweisen, daß zwei Kleckse auf der Landkarte einen Staat, das Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha, darstellen und daß mitten in der preußischen Rheinprovinz ein Flecken Landes, das Fürstenthum Birkenfeld einen Theil des räumlich entfernten Großherzogthums Oldenburg bildet. Eine Aenderung dieser Verhältnisse würde eine Störung des Gegebenen bedeuten, die man deswegen gerne vermeidet, weil unser Rechtsbewußtsein großentheils auf der Achtung vor dem Bestehenden beruht. So kommt es auch, daß diese durch historische Verhältnisse geeinigten zwei Landstriche von einem ausländischen Prinzen beherrscht werden, dessen Successionsrecht ebenfalls nur eine historische Quelle hat. Ebenso fanden wir zu unserer Ueberraschung, daß, wie im Falle des Lippe'schen Successionsstreites, die Ebenbürtigkeit einer Ehe von Urgroßeltern noch eine staatsrechtliche Bedeutung hat, obwohl im Bereiche des bürgerlichen Gesetzes das Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger gilt. Die Herrenhäuser fast aller konstitutionellen Staaten weisen noch den aus dem Mittelalter stammenden Anachronismus auf, daß man nicht nur zum, sondern auch als Gesetzgeber geboren sein kann, und in dem parlamentarischen Kampfe um das Civilehegesetz in Ungarn kam es vor, daß Männer, die eigentlich österreichische Staatsbürger waren, als ungarische Standesherren mitstimmten. Im österreichischen Herrenhause hat der Fürstbischof von Breslau auf Grund von Verhältnissen, die seit 160 Jahren nicht mehr bestehen, Sitz und Stimme, während der Erzbischof von Prag, weil die Grafschaft Glatz zu seiner Diözese gehört, preußischer Kirchenfürst ist. In England, wo die Macht historischer Verhältnisse besonders stark hervortritt, giebt es einen Prinzen von Wales, der als solcher ein Jahreseinkommen bezieht, obwohl sein Land seit fast vier Jahrhunderten mit England administrativ vereinigt ist. Das englische Haus der Lords basirt noch immer auf dem mittelalterlichen Feudalitätsprinzip, welches dem Besitzer eines Grundkomplexes einen Antheil an der Gesetzgebung zuspricht, und vor nicht allzulanger Zeit ist es vorgekommen, daß ein Idiot zum Stimmkasten geschleppt wurde, um in einer wichtigen Angelegenheit seine Stimme abzugeben, die in diesem Falle so viel galt als die von 50,000 vollsinnigen Menschen, die im Parlamente durch einen Abgeordneten vertreten werden.

Ganz besonders tritt diese vis inertiae im religiösen Leben als Macht auf. Die territoriale Vertheilung der Religionen beruht auf historischen Verhältnissen. Wenn die rheinischen Bischöfe nicht Reichsfürsten gewesen wären, wäre die preußische Rheinprovinz heute nicht katholisch, und hätte 1548 das Domkapitel von Osnabrück ebenso gedacht, wie Bischof Franz von Waldeck, dann wäre Windthorst wohl nicht Führer des Centrums im deutschen Reichstage geworden. Hätte die Schlacht am weißen Berge einen anderen Ausgang genommen, so wäre Böhmen hussitisch.

Nicht anders ist es mit der inneren religiösen Entwicklung bestellt. Der ganz unberechenbare Zufall fügte es, daß ein Kopist das Buch Judith mit seiner Verherrlichung der jüdischen Speisegesetze in einen Band mit anderen

Schriften vereinigte, und diesem Zufall verdankt es seine Aufnahme in den Kanon der katholischen Kirche. Anderseits bewirkte der Zufall, daß der hebräische Urtext des Buches Sirach verloren ging, und dadurch blieb es aus dem Kanon der jüdischen und der protestantischen Kirche fort. Wäre die vor vier Jahren erfolgte Entdeckung dieses hebräischen Urtextes auf dem Dachboden der Synagoge zu Kairo um achtzehn Jahrhunderte früher erfolgt, so würde Sirach einen Theil der Lutherbibel bilden und darauf hätte es zweifelsohne einen größeren Anspruch als das Buch Esther.

Auch religiöse Ceremonien zeigen dasselbe Gesetz. Daß der Altar mit Petroleumlampen statt mit Kerzen beleuchtet würde, ließe weder das katholische noch das protestantische Gewissen zu. Die Taufe ist eine Reliquie aus dem Judenthum. Ursprünglich eine rein ritualistische Ceremonie, verordnet bei Berührung gewisser, als unrein geltender Objekte, wurde sie von den Pharisäern symbolisirt, vergeistigt und als Bild der inneren Reinheit aufgefaßt. Die Taufe wurde daher bei Proselyten angewendet, da der Götzendienst mehr verunreinige als die Berührung eines Aases. So übernahmen die ersten Christen diesen Ritus. Da sie aber in ihrer konsequentesten Partei jedes Gesetz als äußerliche Uebung verwarfen, so konnten sie die Taufe nicht auf das levitische Reinigungsgesetz basiren, sondern erklärten sie als eine von Johannes eingeführte, von Jesus blos geduldete Einrichtung, und nach mancherlei Zwischenstufen wurde sie ein Sakrament, das heißt, eine auf dem Wege des Wunders erfolgende innere Umwandlung des Menschen, etwa wie die Heilung durch Auflegen der Hände. In dasselbe Gebiet gehört das Abendmahl, ursprünglich die Beibehaltung der populärsten jüdischen Feier am Passahabend, eine Feier, die das Christenthum seines antinomistischen Charakters wegen nicht als Gesetz und in Folge seiner universalistischen Tendenz nicht als Erinnerung an ein national-historisches Ereignis beibehalten konnte. Die Macht gegebener Verhältnisse erhielt aber diese Feier, und deshalb mußte ihr ein neuer Inhalt gegeben werden. Sie wurde eine Erinnerung an Jesu Abschiedsmahl. Nicht anders steht es mit dem Weihnachtsfest, der altgermanischen Julzeit, den römischen Saturnalien, dem persischen Fawardigan, einer Mittwintersfeier, die in der Schlußwoche des Jahres während der kürzesten Tage je nach dem Charakter eines Volkes als ernste Betrachtung oder als lustiger Abschied von dem Leben, das, wie die naive Anschauung meint, mit dem Anbruche der ewigen Nacht enden wird, begangen. Erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts finden wir die symbolische Gleichstellung des Geburtstages der siegreichen Sonne (dies natalis solis invicti) mit dem Geburtstage des Gottes, der die Sonne des Lebens ist. Auch die jüdische Chanukafeier, obwohl angeblich die Feier der Tempelweihe unter Judas Makkabäus, ist ohne Zweifel durch das Mittwinterfest beeinflußt, denn es wäre doch zu sonderbar, daß von allen makkabäischen Erinnerungstagen gerade der eine gefeiert wird, der auf den 25. des zehnten Monats fällt. Unzweifelhaft ist die jüdische Passahfeier ursprünglich eine Feier der Geburt des Frühlings- und Sonnengottes.

(Schluß folgt.)

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Mein neuer Bekannte erwiderte mein Vertrauen," fuhr er fort, „indem er mir seine Geschichte erzählte. Er war der Sohn eines reichen Fabrikanten und war mit Mühe und Noth bis zur Obersekunda gekommen. Man steckte ihn dann ins Militär, in der Hoffnung, daß er durch die militärische Zucht gebessert würde, aber das lockere Leben unter Offizieren, die dem reichen Fabrikantensohn gerne durch die Finger sahen, machte ihn nur leichtsinniger. Er hielt es in keiner Stellung aus und der Papa mußte wiederholt für ihn Schulden bezahlen. Da er überdies mit einer Arbeiterin in seines Vaters Fabrik ein Verhältniß unterhielt, wollte man ihn auf andere Gedanken bringen und schickte ihn nach Amerika. Er that vor seiner Abreise noch einen Griff in Papa's Kasse, nahm die Arbeiterin mit sich und heirathete sie in Amerika. Das Letztere war die Klimax seiner Missethaten. Man konnte ihm diese Mesalliance umsoweniger verzeihen, als er ein Jude und sie Katholikin war, und seither hatte ihn die Familie verstoßen. Er hatte die Leidensgeschichte aller Einwanderer mitgemacht und nachdem seine Baarschaft theils verzehrt, theils in die Hände von Bauernfängern gerathen war, schrieb er flehende Briefe um Verzeihung. Es war Alles vergeblich. Seine Briefe blieben unbeantwortet. Auf seine Händearbeit angewiesen, war er Cigarrenarbeiter geworden und hatte es zu der Stellung eines Vormann gebracht, was der eines Werkmeisters in unseren Fabriken entspricht, und war mit seinem Lose vollkommen zufrieden. Er rieth mir dasselbe zu versuchen, und ich willigte ein.

„Ich benutzte die Mittagspause um mich dem Chef meines neugewonnenen Freundes vorzustellen. Zu meiner Ueberraschung fand ich in ihm denselben Herrn, der am ersten Tage meines Debuts als Zeitungsverkäufer mir ein so generöser Kunde gewesen war. Er war ein polnischer Jude, der sich Samuel Davis nannte und sich aus kleinen Anfängen als Cigarrenarbeiter zum Besitzer eines ansehnlichen Fabriksetablissements aufgeschwungen hatte. Natürlich fragte er mich wieder nach meinem Vorleben und ich erwiderte ihm, wie ich das gewohnt war, daß ich nach vergeblichen Versuchen, mir als Lehrer mein Brod zu verdienen, mich entschlossen habe, durch Händearbeit meinen Lebensunterhalt zu erwerben, daß ich wohl jetzt sechs bis acht Dollars die Woche und mein Essen verdiene, daß ich aber den Umgang mit dem rohen Patron in dessen Dienst ich wäre, und das Leben auf der Straße nicht gut vertragen könne, und darum gerne bereit sei, jede Arbeit zu verrichten, von der ich mich ernähren könne. Herr Davis fragte mich, ob ich nicht lieber zum Lehrberuf zurückgehen wolle und versprach mir durch persöhnliche Hilfeleistung und durch Verwendung bei Freunden an die Hand zu gehen. Ich erwiderte mit den Worten des Talmud, die ich in der Ursprache zitirte: „Schinde ein Aas

auf der Straße und lebe vom Tagelohne, aber sage nicht: Ich bin ein Priester, ich bin ein großer Mann und die Arbeit ist mir zuwider.“ Meine talmudischen Kenntnisse machten auf den Mann Eindruck, und er versprach, mich mit einem Wochenlohn von vier Dollars, der sich mit der Vervollkommuung meiner Arbeitsfähigkeit erhöhen würde, zu beschäftigen.

„Obwohl ich dadurch eine beträchtliche Einbuße erlitt, willigte ich ein und begann am nächsten Tage unter Anweisung des Vormannes meine Arbeit. Manuelle Geschicklichkeit war niemals meine Sache und schließlich will ja auch Alles gelernt sein. Ich war bei dem Rollen des sogenannten Wickels, des Kerns der Cigarre, verwendet worden, was die leichteste Arbeit des Cigarrenarbeiters ist, aber ich stellte mich so ungeschickt an, daß ich das Meiste verdarb und die Zielscheibe des Spottes der anderen Arbeiter wurde. Mein neuer Chef sah nach zwei Wochen, daß ich es wohl kaum jemals zu einer erträglichen Fertigkeit in dem Geschäfte bringen würde, und verwendete mich zum Packen der Cigarren und zum Zählen der abgelieferten Arbeit, wofür er mir zehn Dollars die Woche bezahlte. Ich war für diese Beschäftigung sehr dankbar, denn ich hatte nicht nur ein anständiges Auskommen, sondern war noch dazu am Abend und am Samstag, den mein Chef strenge feierte, frei; ich konnte mich in meinen Freistunden mit Lektüre beschäftigen und hatte mit einzelnen der Arbeiter, die fast durchwegs polnische Juden, daher Kenner der hebräischen Literatur waren und eifrig an ihrer Fortbildung arbeiteten, kongenialen Umgang. Sie gehörten einem Vereine an, der Montefiore-Klub hieß und der Centralpunkt des geistigen Lebens unter den jüdischen Arbeitern des Stadtbezirkes war. Ich hielt auf ihre Aufforderung einmal dort einen Vortrag über Moses Maimonidas. Es war mein erster Versuch, in englischer Sprache öffentlich aufzutreten, und ich erntete reichen Beifall, der wohl in erster Linie dem Wohlwollen meines Auditoriums zu danken war.

„Fast acht Monate hatte ich in dieser Stellung gearbeitet, als ich eine neue Bekanntschaft machte, die gegen meinen Willen eine Aenderung in meinem Leben hervorbrachte. Mein Chef rief mich eines Tages in sein Komptoir, um mich einem seiner Kunden, einem Herrn Simon Bloch, vorzustellen, der als Landsmann sich gewiß freuen würde, meine Bekanntschaft zu machen. Es stellte sich heraus, daß Herr Bloch aus Driesen bei Bernstadt stammte, und ihm gegenüber konnte ich mein Inkognito nicht mehr aufrecht erhalten. Er wußte, daß ich der Sohn des Bernstädter und der Enkel des Dobichauer Rabbiners sei; als Knabe habe ihn sein Vater wiederholt nach Bernstadt gebracht, um ihn von meinem Vater segnen zu lassen; dann erzählte er allerlei Heiligenlegenden von meinem Großvater, wie z. B., daß bei einem Feuer in Dobichau gerade das Haus wo die ganze Auflage des von meinem Großvater verfaßten Werkes aufbewahrt war, verschont blieb, während die Nachbarhäuser zu beiden Seiten von den Flammen verzehrt wurden und was dergleichen Dinge mehr waren. Meinem Chef imponierte meine aristokratische Abstammung außerordentlich, und da ich nun mit meiner Biographie nicht hinter dem Berge halten konnte, erfuhr er, daß ich eigentlich zum Rabbiner ausgebildet worden sei und als solcher in New York selbst schon fungiert habe. Es war wieder um die Zeit der Feiertage und, ich darf wohl sagen, gegen meinen

Willen wurde ich veranlaßt, in der Synagoge, welcher Herr Davis und Herr Bloch angehörten, zu predigen, und da man sich von einem Prediger eine Anziehungskraft für die kommenden Feiertage versprach, wurde ich sofort als Prediger der Gemeinde angestellt.

„Mir war es nicht leicht geworden meinen bisherigen Beruf aufzugeben. Ich glaube, soweit ein Mensch seine eigenen Gefühle analysiren kann, daß es Eitelkeit war. Als Cigarrenpacker war ich unter meinesgleichen ein Phänomen; unter Rabbinern war ich eine alltägliche Erscheinung. Zudem glaube ich, daß die Mehrzahl meiner Standesgenossen, und zwar nicht nur unter Juden, das Gefühl hat, daß man ihrer Aufrichtigkeit nicht traut und daß ihr religiöser Eifer als bezahlt gilt. Mein Entschluß nachzugeben war hauptsächlich durch einen kleinen Zwischenfall veranlaßt. Herr Bloch, der erfahren hatte, daß ich in einem so ärmlichen Herbergshause wohne, bestand darauf, daß ich in sein Haus ziehe. Er offerirte mir Pension unter so billigen Bedingungen, daß ich annehmen konnte und doch nicht das Gefühl hatte, eine Wohlthat zu empfangen. Zudem hatte ich das Hotelleben gründlich satt, obwohl ich um die Berührung mit den Hotelgästen zu vermeiden, meine freie Zeit im Montefiore-Klub oder in einer öffentlichen Bibliothek zubrachte. Der erste Freitag Abend war mir eine gemüthliche Wiedergeburt. Allerdings war er lange nicht das, was er in meinen Knabenjahren gewesen war, als ich an Ihrer Seite in dem kleinen Familienkreise saß, von tiefstem, tiefstem Herzen dankbar dafür, daß mich Ihr lieber Vater aus dem Elend im Hause meiner Stiefschwester erlöst hatte. Es war nicht die traute Geselligkeit der wenigen intelligenten Freunde, die sich dort versammelten und einander auf irgend ein gelungenes hebräisches Gedicht in der Zeitung, die sie zusammen abonnirt hatten, aufmerksam machten oder die politischen Tagesereignisse besprachen; es war auch nicht die idyllische Naivetät, mit der die Frauen in Ihrem, ich möchte fast sagen, in unserem Elternhause, den neuesten Stadtklatsch besprachen, aber es war doch etwas. Es brannten zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern, ein silbener Becher stand auf dem Tische, über den Barches war ein gesticktes Deckchen gebreitet, man sprach das Tischgebet und die Kinder wurden gesegnet. Die älteste Tochter, Koroline, oder Kärrie, wie man sie nannte, und drei Knaben hörten respektvoll zu, wenn ich sprach. Ich fühlte das Wohlthuende eines Heims, das ich in dem Hause, wo ich Hofmeister war und mir bei Tische immer wie ein Geduldeter vorkam, vermißte, und das mir im Hotel ganz abhanden gekommen war, wo jeder Kneipbruder mich dutzen konnte und ich ein Stück Treibholz war, das der ruhelose Ozean angeschwemmt hatte.

„Diese Gefühle bestmmten meinen Entschluß. Ich wollte doch etwas Anderes sein als eine Maschine, die geheizt wird, um ihre Arbeit zu verrichten. Freilich hatte ich auch meine Bedenken gegen das rabbinische Amt. Meine religiöse Richtung war immer freisinnig gewesen. Die Herzlosigkeit meiner Stiefschwester, welche mit ängstlicher Beobachtung des Ceremoniellen eine abstoßende Gemüthsroheit verband und die pedantische poesielose Frömmigkeit, die ich als Hofmeister um mich sah, hatten mir, wenn ich es offen sagen soll, den Beruf verleidet. Ein Trost war mir, was mir Ihr Vater vor meiner

Abreise nach Amerika erzählte, als ich ihm meine Bedenken mittheilte. Mein Vater hatte ihm von seinen eigenen Kämpfen, die freilich ganz anderer Art waren, erzählt. Als man ihm die an Feiertagen üblichen Geschenke brachte, brannte ihn das Geld auf den Fingern. Bei jedem mit dem Wunsche vergnügter Feiertage verbundenen „Händedruck" war es ihm, als sollte er sein Bündel schnüren und hausieren gehen, aber dann sagte er sich, es sei Gottes Wille, daß er Rabbiner geworden sei, und er gab sich zufrieden. Ich dachte also an die Möglichkeit mein Heim zu begründen, predigte über Israel's Mission, welche nach den Worten des Propheten so ewig sein sollte wie die Gesetze des Himmels und der Erde...."

„Fürchten Sie nichts," unterbrach er sich, als er ein Lächeln bemerkte, das um Mirjam's Lippen spielte, „ich werde Ihnen meine Predigt nicht zumuthen, zumal ich mir gar nicht verhehle, daß ich meinen Erfolg mehr den Bemühungen meiner Freunde und vielleicht auch ein wenig dem Umstande, daß ich unverheirathet war, als meiner Eloquenz verdankte."

„Daran dachte ich nicht," antwortete Mirjam lächelnd. „Ich wollte Sie nur fragen, ob diese Kärrie, von der Sie sprechen, vielleicht Ihre Frau geworden ist und ob sie nicht einen Einfluß auf Ihre Sinnensänderung gewonnen hat. Uebrigens wollte ich Sie nicht unterbrechen; fahren Sie nur fort! Ich werde das ja auch noch zu hören bekommen."

„Ihr Wunsch, einen Roman zu hören, hat Sie auf eine falsche Fährte geführt," sagte Max mit dem Ausdrucke einer gewissen Verlegenheit. „Die oben genannte Kärrie ist thatsächlich meine Frau geworden, aber damals hatte ich an sie nicht im Entferntesten gedacht, doch ich bin Ihnen noch die Erklärung schuldig, warum ich auch damals nicht an Ihren Vater geschrieben habe. Ich war wohl auf dem Wege zu einer angemessenen Lebensstellung und konnte mit dem Gefühle eines gewissen Triumphes auf mein Leidensjahr, durch das ich mich aus eigener Kraft hindurchgerungen hatte zurückschauen, aber meine Stellung war nicht gesichert und finanziell zu schwach. Sie besserte sich stetig, und ich hoffte die Gemeinde so emporzuarbeiten, daß ich ein eigenes Heim würde gründen können. Dann wollte ich einen Urlaub nehmen, vor ihn hintreten, ihm als Schöpfer meines Lebensglückes danken...."

Der Sprecher unterbrach, sah nachdenklich vor sich hin und schien nach dem richtigen Ausdrucke für die Fortsetzung seiner Erzählung zu ringen. Mirjam machte sich mit ihrem Töchterchen zu schaffen und that als ob sie diese Unterbrechung nicht bemerkte. Endlich fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Da traf mich die Nachricht von Ihrer Verlobung, die ich in der Zeitung las und ich hatte den richtigen Anknüpfungspunkt verloren. Mechanisch fuhr ich in der Erfüllung meiner Pflichten fort, aber je mehr ich in Gemeinplätzen sprach und je mehr ich mich in den ausgetretenen Bahnen bewegte, desto populärer wurde ich, und so geschah es, daß ich zwei Jahre später eine sehr begehrte Rabbinerstelle mit dreitausend Dollars erhielt. Bald darauf heirathete ich thatsächlich jene Kärrie, welcher Sie eine so providentielle Rolle in meinem Leben zuwiesen. Ich wurde nach Ablauf meines ersten Amtstermines von drei Jahren trotz einiger Opposition auf weitere drei Jahre gewählt. Inzwischen verlor ich mein ältestes Kind, einen zweijährigen Knaben, durch einen

Unglücksfall. Dieser plötzliche Schlag beugte mich tief und warf einen Schatten auf mein eheliches Leben. In der Gemeinde hatte ich den Reiz der Neuheit eingebüßt; dazu war mein gedrücktes, menschenscheues Wesen sicherlich nicht die richtige Methode, um mir Freunde zu gewinnen. Ich fühlte, daß ich den Boden unter den Füßen verlor und lehnte deshalb eine Wiederwahl ab, um mich nach einem neuen Lebensberuf umzusehen. Auf einer Suche nach einem solchen bin ich nach Europa gekommen."

„Haben Sie noch andere Kinder?" fragte Mirjam.

„Ich habe noch ein kleines Mädchen," war die lakonische Antwort.

„Und wollen Sie Frau und Kind hieher bringen?" fragte Mirjam wieder.

„Aufrichtig gesagt, nein!" erwiderte Max. „Und um Ihnen, der Jugendfreundin, der Tochter des besten, des einzigen Freundes, den ich hatte, die volle Wahrheit zu sagen, wenn ich bisher nicht nach Amerika zurückgekehrt bin, so geschah es, weil ich dieses Verhältniß nicht länger zu ertragen vermochte und es zu lösen nicht die Kraft habe."

Mirjam sah ihn eine Weile sprachlos an. „Sie wollen Weib und Kind verlassen!" begann sie endlich. „Max, das ist unmöglich, das kann ich von Ihnen nicht glauben! Müßten Sie sich nicht selbst als ein erbärmlicher Heuchler vorkommen, wenn Sie je wieder eine Trauung vornehmen oder wenn Sie sich daran erinnern, daß Sie je einem jungen Paare eheliche Treue gepredigt haben."

Max lachte bitter. „Mit jenem Schuljungen, den der Herr Lehrer fragte, wer die Welt erschaffen habe, würde ich sagen: „Ich hab's gethan und will's gewiß nicht wieder thun." Warum sollen wir uns unser Leben durch so eingebildete Thorheiten verkümmern? Man erzählt von einem Kinde in einem Gebirgsdorfe, wo Alles Kröpfe hatte, daß es bei dem Anblicke eines Fremden seiner Mutter zurief: „Schau' Mutter, der hat nicht einmal einen Kropf!" Wir bilden uns zuerst ein, daß die Ehe einen ewigen Charakter habe und dann stigmatisiren wir jede gegentheilige Ansicht als einen moralischen Defekt. Selbst wir Juden thun das in blinder Nachahmung, obwohl gerade das rabbinische Judenthum im Gegensatze zum Christenthum die unbedingte Auflösbarkeit der Ehe gepredigt hat. Ich will mich übrigens nicht auf die alten Rabbiner ausreden. Was läge daran, wenn sie das Gegentheil lehrten! Das Leben empfängt seine Gesetze von seinen Bedürfnissen und nicht von wurmstichigen Folianten. Mein Leben hatte einen Inhalt, als ich im Schneetreiben auf der Straße stand und die Lehre von der besten Waare als der billigsten hunderte Mal in einem Tage verkündete. Mein Leben hatte einen Inhalt, als ich in der Werkstätte mich mit Cigarrenwickeln abmühte. Ich arbeitete an der Erhaltung meiner Menschenwürde. Mein Leben hatte noch einen Inhalt, als ich meine erste Stelle erhielt. Ich hoffte einer Gattin, die mein Leben ausfüllen sollte, einen häuslichen Herd zu gründen. Da traf mich mitten in den schönsten Hoffnungen ein vernichternder Schlag, denn mein Ziel waren Sie, ja Sie, Mirjam! Ich hatte gehofft, vor Ihren Vater hintreten und sprechen zu können: „Sie sind mein Vater längst gewesen, seien Sie es jetzt dem Namen nach." Freilich weiß ich nicht, was Sie dazu gesagt hätten, aber ich hoffte, daß Ihnen ein behagliches Leben nicht Alles sein würde, daß

Sie einen geistig ebenbürtigen Mann einem bloßen Versorger vorziehen würden. Ich habe mich getäuscht und gerade als ich das Ziel vor Augen sah, war mein Streben vernichtet. Mein Leben hatte von nun an keinen Inhalt mehr."

Max hielt erschöpft inne und wischte sich die Schweißperlen von seinem erglühten Gesicht. Seine Jugendfreundin hatte ihm mit wachsender Unruhe zugehört und sich wiederholt mit ihrem Kinde zu thun gemacht, als wollte sie sich dadurch schützen. Tiefe Bläße bedeckte ihr Wangen, als sie mit kaum vernehmbarer Stimme sprach: „Ich wußte, daß es des Vaters Wunsch war, obwohl er ihn nie in klaren Worten laut werden ließ. Es bedrückte ihn noch, als ich auf seinen Wunsch meinem Gatten das Jawort gab. Mit einer Wehmuth, die nur ich verstand, sagte er, daß er gehofft hatte, seine Bibliothek, die er so sehr liebte, seinem Schwiegersohne vermachen zu können. Aber Sie haben nie gesprochen."

„Ich habe nicht gesprochen," rief Max heftig. „Es ist wahr. Ihr Vater war daran Schuld. Er gab mir, als ich zur Universität abging, den Rath, niemals mich an ein Weib zu binden, bis ich daran denken könnte, sie heimzuführen. Ich bezog das auf Sie, und sprach nicht, sprach nicht, obwohl mein Herz zuckte und meine Lippen bebten. Warum ich nicht gesprochen habe? Warum mußte ich mit acht Jahren vater- und mutterlose Waise sein? Warum mußte ich, um meine Studien vollenden zu können, das Elend des Hofmeisterthums durchkosten? Warum mußte ich ein Jahr lang im fremden Lande um das tägliche Brod ringen? Aber in Amerika," fuhr er mit steigender Heftigkeit fort, „habe ich gelernt, dem Geschicke zu trotzen und ich habe den Willen, nicht unterzugehen."

Eine kleine Weile hielt er inne und fragte dann mit einem scheuen Blicke auf die Kleine in leisem Tone: „Sind Sie glücklich, Mirjam? Ich bin offen gegen Sie gewesen, als ich vermuthen mußte, daß Ihnen meine Erzählung gleichgiltig sein oder Schadenfreude bereiten könnte. Ich habe mich nach Ihnen erkundigt. Ich weiß, daß Sie einem Manne mit einem leiblichen Gebrechen die Hand gereicht haben, einem Manne, den Sie kennen lernten mit der Absicht, sich von ihm heirathen, oder nennen wir es beim rechten Namen, sich von ihm ernähren zu lassen. Ich weiß, daß Ihr Vater damals bereits dem Tode verfallen war, daß Sie es wußten, daß der Wunsch, ihm ein ruhiges Ende zu bereiten, die Furcht ewig eine Bonne zu bleiben, auf Ihren Entschluß gewirkt haben muß. Seien Sie aufrichtig, Mirjam! Sind Sie glücklich?"

Wieder überzog tiefe Bläße die Wangen der Angeredeten, als Sie in leisem aber sicherem Tone, dem Frager ruhig in's Angesicht sehend, sagte: „Mein Mann fühlt sich glücklich in meinem Besitze; er thut mit rührendem Eifer Alles, was er kann, um mich glücklich zu machen. Ich habe Pflichten gegen ihn und gegen mein Kind. Es macht mich glücklich, sie zu erfüllen."

„Immer das Unselige des Gebotes von außen her," rief Max wieder heftig. „Uns selbst sind wir die erste Pfiicht schuldig. Sprechen Sie ein bestmmtes Wort! Sagen Sie, daß Sie sich lösen könnten von diesen engen Verurtheilen der Kleinstadt, die sich in dem Ghetto, der kleinstädtischesten

Kleinstadt noch potenziert haben. Sagen Sie dieses Wort und mein Leben hat einen Inhalt, und wenn ich als Zeitungsverkäufer beginnen sollte, ich fühle, ich weiß, daß ich siegen muß. Warum Ihr Leben ketten an einen—"

Ein entschiedens „Halt!" unterbrach den Sprecher. Mirjam war aufgestanden; flammendes Roth bedeckte ihre Wangen; mit der ausgestreckten Rechten machte sie eine abwehrende Bewegung, während sie mit der Linken ihr Kind fest umfaßt hielt. Die Kleine, dadurch ängstlich geworden, rief weinerlich: „Mama, ich bin müde, schicke den Herrn fort und laß uns nach Hause gehen!"

Trotz aller Erregung mußte Mirjam lächeln, als sie mit gepreßtem Athem sagte: „Sie haben dieses Wort gehört, Herr Doktor, es kam aus Kindermund." Damit erhob sie sich und ließ den Jugendfreund ohne ein Wort des Abschiedes zurück.

---

15. Kapitel.

Das Wiedersehen.

Im dritten Stockwerke eines bescheidenen Hauses, das in einer ruhigen Seitenstraße an der Grenze des Weichbildes der Stadt gelegen war, stand Doktor Steinbach an seinem Schreibpulte, emsig mit dem Kopieren eines alten Manuskriptes beschäftigt. Er hatte seit der Verkündigung seines freisprechenden Urtheiles sich in die Hauptstadt zurückgezogen, wo man ihm eine sehr bescheidene Pfründe als sogenanntem Stiftungsrabbiner übertragen hatte, die ihm gestattete, sich ganz wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Die Wände des kleinen Raumes waren ganz mit Büchergestellen ausgefüllt, so daß kaum für das Schreibpult, an dem der Gelehrte stand und für ein Tischchen, an dem seine Frau mit einer Handarbeit beschäftigt saß, Platz geblieben war. Steinbach hatte sichtlich an Körperfülle verloren, aber abgesehen von diesem Umstandc und von einigen Silberfäden an seinem Kinn, merkte man ihm die überstandene Haft und die seelischen Qualen der vergangenen Wochen nicht an; im Gegentheile erschien er, schlanker geworden, zu seinem Vortheile verändert. Hingegen sah man seiner Gattin die Spuren an, welche die Leiden der letzten Zeit an ihr zurückgelassen hatten. Sie schien noch magerer als sonst, tiefe Blässe überzog ihre eingefallenen Wangen, dunkelblaue Ringe umsäumten ihre Augen und Strähne weißer Haare hoben sich scharf ab von dem tiefen Schwarz ihres reichen Kopfschmuckes. Eine schwere Müdigkeit schien sich in ihrem ganzen Wesen, selbst in der Art, wie sie die Nadel führte, auszudrücken. Die Hand, so emsig sie auch schaffte, schien von dem Schrecken zu vibrieren, den sie Tag für Tag durchlebt hatte, in der Furcht, den Gatten von sich getrennt, jahrelanger Kerkerhaft und ewiger Schmach überantwortet zu sehen.

Es war ein unfreundlicher Herbstabend; ein kalter Wind trieb schwere Regentropfen an die Fensterscheiben, durch die man kaum die unheimlich flackernden Gasflammen auf der Straße sehen konnte, in deren Schein nur einzelne, rasch vorbeihuschende Gestalten, fröstelnd in ihre Mäntel und

Tücher gehüllt, sichtbar waren. Nässe und Wind schienen in den ungeheizten Raum zu dringen, dessen unbehagliche Atmosphäre dadurch noch unheimlicher wurde. Da unterbrach ein schüchternes Klingeln der Thürschelle die tiefe Stille. Steinbach legte die Feder bei Seite und wollte offenbar dem Besucher die Thüre öffnen, aber seine Frau hatte sich sofort erhoben und machte eine sanft abweisende Bewegung.

„Bleibe doch ruhig bei Deiner Arbeit, David," sagte sie mit ihrer wohlthuend weichen Stimme. „Es ist ohnehin kein Licht im Vorzimmer und ich muß die Lampe anzünden."

„Es kann doch wohl nur Max sein," erwiderte ihr Gatte, „und der findet sich auch ohne Licht zurecht."

„Nicht doch!" sagte die Frau. „Er ist schon über eine Stunde zu Hause. Ueberdies hat er stets den Thürdrücker bei sich und würde nicht klingeln." Während sie so sprach, hielt sie mit einer Hand den Cylinder einer kleinen Petroleumlampe, während die andere ein brennendes Zündholz über dem Dochte hielt.

„Es ist nahezu neun Uhr," begann wieder Steinbach, nachdem er einen Blick auf seine Taschenuhr gethan hatte. „Besuch kann doch zu so später Stunde unmöglich kommen. Laß mich doch lieber selbst gehen!" fügte er in etwas ängstlichem Tone hinzu, indem er seiner Frau die Lampe aus der Hand zu nehmen versuchte.

„Sei doch nicht so thöricht, David," erwiderte diese mit wehmuthsvollem Lächeln. „Das Gerücht von unseren Reichthümern wird sicherlich keinen Straßenräuber anlocken. Uebrigens haben wir schon hinlänglich Räubergeschichten erlebt, um zu hoffen, daß wir für die Zukunft davon verschont bleiben werden." Damit öffnete sie die Thüre, die in das enge, dreieckige Vorzimmer führte und schloß sie wieder hinter sich, während ihr Gatte, zu ungeduldig, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, dem Oeffnen der Thüre und dem im Vorzimmer geführten Gespräche lauschte, das sich ganz endlos in die Länge zu ziehen schien. Er konnte die Worte selbst nicht hören, merkte aber doch, daß die Stimme des Eintretenden einer Frau angehörte. Mehreremal drängte ihn die Ungeduld, seiner Frau in das Vorzimmer nachzugehen, aber doch hielt ihn wieder die Scham als neugierig zu erscheinen zurück. Endlich, zu seiner großen Erleichterung, ging die Thüre auf, und eine junge, in einfaches Schwarz gekleidete Frau mit einem zarten, etwa zweijährigen Mädchen an der Hand, trat ein. Die Hausfrau, die ihr folgte, legte eine ungewohnte Lebhaftigkeit an den Tag, die ganz besonders mit der Müdigkeit ihrer früheren Bewegungen kontrastirte. „Bitte, legen Sie doch ruhig hier ab," sagte sie, indem sie geschäftig zwei Stühle an das Tischchen heranschob. „Unsere Wohnräume sind hier so beschränkt, daß unsere Besucher sich behelfen müssen, wie es eben geht. Sie sind noch dazu in einem so erbärmlichen Wetter gekommen, daß Sie ja ganz durchnäßt sein müssen." Dabei setzte sie die Kleine auf einen Stuhl, kniete rasch vor ihr nieder und nahm ihr die Ueberschuhe von den Füßen, sorgfältig die Schuhe betastend, indem sie sagte: „Ob sie nicht doch in den Füßen naß geworden ist? Ich würde ihr lieber Schuhe und Strümpfe ausziehen," und ehe die Angeredete, die eine abwehrende

Bewegung machte, Zeit hatte zu antworten, fuhr die Hausfrau fort: „Werde nicht ungeduldig, David, wir haben einen sehr interessanten Gast, dessen Bekanntschaft Dich außerordentlich freuen wird. Nun hilf mir vorerst den Gasofen in Thätigkeit zu setzen!“ Gehorsam holte der Hausherr eine Bücherleiter aus einem Winkel, während seine Frau einen kleinen, runden Gasofen aus einem anderen Winkel hervorbrachte und das eine Ende eines langen, mit grüner Seide umsponnenen Schlauches ihrem Gatten reichte, der die Bücherleiter bestieg und den Schlauch an einem Gasarm befestigte. „Du bist doch gar zu ungeduldig, David,“ rief die Frau, fröhlich lachend. „Ich hätte Dich gar nicht für so neugierig gehalten. Du mußt den Schlauch über den anderen Gasarm legen, sonst klappt er zusammen, und das Gas kann nicht ausströmen; auch mußt Du zuerst den Brenner abschrauben, damit das Gas reichlicher ausströme.“ Als nun Alles zu ihrer Zufriedenhett geordnet war, wandte sie sich wieder an die Besucherin, indem sie sagte: „Die Kleine wird wohl eines wärmenden Trankes bedürfen. Ich werde sofort etwas besorgen. Haben Sie nur ein klein wenig Geduld! Bei unserem kleinen Haushalt und bei unserer engen Wohnung können wir Gäste leider nicht so aufnehmen wie wir möchten.“ Die Fremde konnte nur mit leiser, fast schüchterner Stimme, der man einen fremden Akzent anmerkte, lispeln: „Ach, bitte, machen Sie sich doch nicht so viele Mühe.“

Steinbach hatte seine Brille aufgesetzt und betrachtete den Gast. Sie war eine jugendliche Erscheinung mit blassem, etwas angegriffenem Teint, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, etwas zart gebaut und machte in ihrer dunklen Kleidung mit dem einfachen Reisehut einen sehr sympathischen Eindruck. Die ungewöhnliche Geschäftigkeit seiner Frau, welche an und für sich mit ihrem ruhigen Wesen kontrastirte und die er in den letzten Wochen am wenigsten an ihr gewohnt war, überraschte ihn. Es müßte doch etwas ganz Besonderes sein, daß auf sie einen so geradezu belebenden Einfluß geübt hatte. Endlich schien seine Frau zu fühlen, daß die Spannung seiner Neugierde lange genug gedauert hatte und mit einem schalkhaften Lächeln auf den Lippen, sagte sie: „Es wäre eigentlich sehr verlockend, Dich bei Frag- und Antwortspiel rathen zu lassen, wer unser Besuch eigentlich ist, aber ich will doch mit Dir gnädiglicher verfahren, und stelle Dir deshalb ohne weitere Umschweife“—die Sprecherin ließ mit offengarer Absicht eine Pause eintreten—„Frau Doktor Pulsnitz vor.“

Steinbach sprang wie elektrisirt von dem Schreibpulte, wo er bisher gestanden hatte, auf den Gast zu und faßte ihre beiden Hände. „Nun, das nenne ich eine Ueberraschung! Auf einen solchen Besuch war ich doch nicht gefaßt, und die liebe Kleine! Wie heißt sie denn?“ fügte er hinzu, indem er ihre Wangen streichelte.

„Hattie,“ antwortete die Mutter.

„Da muß ich doch sogleich—“ rief er, sich plötzlich besinnend, indem er eine Wendung nach der Thüre des anstoßenden Zimmers machte. Aber ehe er noch den Satz vollenden konnte, hatte ihn ein Wink seiner Frau, die hinter dem Stuhle des Gastes stehend, den Zeigefinger an die gespitzten Lippen legte und dabei ihre Augen weit öffnete, an seinen Platz gebannt.

„Denke dir, David," rief sie. „Frau Doktor Pulsnitz hat seit mehreren Monaten—wie lange war es doch, Frau Doktor?" fügte sie, an den Gast gewendet, hinzu—

„Volle zehn Wochen bereits," war die von einem schmerzlichen Seufzer begleitete Antwort.

„Also seit zehn Wochen hat Frau Doktor Pulsnitz von ihrem Manne nichts gehört. Wie lange ist es doch, seit er uns besucht hat? Du weißt, wie er damals so überrascht kam!" Und wieder legte sie bei diesen Worten den Zeigefinger warnend an die Lippen.

Steinbach überlegte. Seine Erwägungen galten nicht dem verlangten Datum, dessen er sich gut genug erinnerte, sondern in erster Linie dem Grunde für die Geheimnißthuerei seiner Frau, und des Weiteren dem schwierigen ethischen Problem. Wohl hatte der Talmud die Lehre aufgestellt, daß eine Nothlüge und besonders eine zweideutige Antwort um eines guten Zweckes willen erlaubt seien. Diese Lehre hatten die Talmudisten an dem Beispiele, von den Söhnen Jakobs bewiesen, die ihrem Bruder Josef erzählten, ihr Vater habe auf dem Todtenbette den Wunsch geäußert, Josef solle seinen Brüdern verzeihen, was offenbar erfunden war. Ein anderer Lehrer hatte sogar dargethan, daß Gott selbst einmal eine Nothlüge gutgeheißen habe, indem er dem Propheten Samuel, als dieser auszog, um David zum Könige zu salben, rieth, zu sagen, daß er um einer feierlichen Opferhandlung willen nach Bethlehem gekommen sei, um sich auf diese Weise vor der Rache Sauls zu schützen. Launig bemerkt dann ein Dritter, Gott selbst habe um des lieben Friedens willen einmal eine Nothlüge gebraucht, indem er Sara zitirte, als hätte sie bei der Verkündigung von Isaaks Geburt gesagt: Wie könnte ich denn noch einen Sohn haben, da ich alt bin, während sie nach Frauenart so etwas nie zugegeben hätte und nur von dem Alter ihres Gatten sprach. Das Bedenkliche einer solchen Kasuistik, die den Schein rettet und die Sittlichkeit selbst untergräbt, fiel ihm schwer auf das Herz, als er die von seiner Gattin gewünschte Antwort geben sollte. Er erinnerte sich, daß selbst ein so strikter Traditionsgläubiger wie Moses Sofer von dieser Stelle gesagt hatte, es wäre besser, sie hätte nicht im Talmud gestanden. Er erinnerte sich ferner, daß der Talmud einem Gelehrten gestattet, sich als einen Feueranbeter auszugeben, um sich auf diese Weise dem von den Parsen allen Andersgläubigen auferlegten Leibzolle zu entziehen.

Allerdings, so argumentirte er weiter, hatte der große spanische Rabbi Salomo ibu Adret an dieser Entscheidung, welche um Geldes willen eine Unwahrheit gestattet, Anstoß genommen, und sie dahin interpretirt, daß der Gelehrte eigentlich die Wahrheit spreche, denn er sei ein Diener des Herrn, der nach den Worten der Schrift ein verzehrendes Feuer ist. Nun das war sein Fall. Mit etwas gepreßtem Athem, dem man die Verlegenheit anmerkte, sagte er: „Max war Ende Mai bei uns und dann sah ich ihn etwa drei Wochen später in Heinrichsbad, wo er sich längere Zeit aufhielt und von wo er mir noch vor einigen Wochen schrieb. Er war damals ganz wohl und munter, und wenn er Ihnen, wie Sie sagen, seit zehn Wochen nicht geschrieben hat, so ist das wohl irgend einem Zufall zuzuschreiben, den ich mir nicht

erklären kann.“ Dabei sah sich der Sprecher scheu nach der Thüre um, die hinter ihm war, als fürchte er von dorthin einen Widerspruch.

„Ich zitterte vor dem Gedanken, daß ihm ein Unheil zugestoßen sein könnte,“ begann die Fremde mit leiser Stimme, „obwohl ich noch mehr fürchtete, ja gewiß darüber war, daß sein Stillschweigen einen anderen Grund habe. Trotzdem wäre es mir eine Beruhigung zu erfahren, daß er nicht krank ist.“

„Sie können darüber ohne Sorgen sein, liebe Frau Doktor,“ fiel hier die Hausfrau ein, die eben mit einem Präsentierbrett in den Händen in die Stube trat. „Ich weiß, daß es ihm ganz gut geht, und wir werden uns bemühen, ihn recht bald von Ihrer Ankunft zu verständigen. Indessen sehen Sie, daß die liebe Kleine doch etwas genießt, und nehmen Sie selbst eine Kleinigkeit zu sich, denn Sie sind gewiß gerade von der Reise gekommen.“ Dabei breitete sie eine Tischdecke über den Tisch, stellte zwei Tassen mit Kakao und einen Teller Zwieback darauf und sagte zu ihrem Gatten gewendet: „Bitte, David, gieb mir doch irgend ein großes Buch, damit ich es der Kleinen unterlegen kann, für die der Stuhl zu niedrig ist,“ und als erriethe sie die Gedanken ihres Gatten, der sich gegen eine solche Profanation der rabbinischen Werke sträuben würde, fügte sie rasch hinzu: „Nimm' doch den Haverkamp'schen Josephus oder drn großen Atlas! Das Eine oder das Andere wird für den Zweck ausreichen.“ Der Angeredete that wie er geheißen und holte einen mächtigen Folianten von dem Büchergestell, den seine Frau auf einen Stuhl legte, auf welchem sie dann die Kleine niedersetzte. Dann band sie ihr eine Serviette um und rückte ihr die Tasse an den Rand des Tisches, damit sie bequemer zulangen könne, wozu sie sich auch nicht lange nöthigen ließ. Die Mutter protestierte gegen die übertriebene Mühe, welche sich die Hausfrau mit ihr und ihrem Kinde gebe, aber die Letztere sagte: „Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens aus dieser Kleinigkeit. Es ist wenig genug, was unser bescheidener Haushält zu dieser späten Stunde bieten kann. Die Kleine hat nur eine Tasse Milch, mit etwas Kakao versetzt, gerade nur so viel, um an diesem feuchtkalten Abend sich ein wenig innerlich zu erwärmen. Nehmen Sie nur eine Kleinigkeit zu sich und dann erzählen Sie uns, wie Sie uns gefunden haben und in welcher Richtung Sie unseren Rath und unsere Hilfe brauchen.“

Mit sichtbarem Widerstreben führte die Fremde die Tasse zum Munde, während die Hausfrau wie zufällig an der in das nächstgelegenen Zimmer führenden Thüre eine Portiere vorbeizog und die Thüre selbst öffnete. Dann öffnete sie auch die in das Vorzimmer führende Thüre und drehte den zu dem Ofen führenden Gashahn ein wenig ab, wobei sie sagte: „Das ist eine recht unangenehme Witterung; ohne Feuer ist es unbehaglich und zum Heizen ist es nicht kalt genug.“ Dann wandte sie sich wieder an den Gast, indem sie sagte: „Es wäre doch rathsamer, die Kleine in unserem Schlafzimmer auf die Ottomane zu legen. Bitte thun Sie das selbst! Das Licht unserer Hängelampe scheint gerade hell genug durch die Portiere, daß sie sich nicht fürchten wird. Aber Sie haben ja so gut wie gar nichts genossen,“ fügte sie mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes zu der jungen Frau hinzu.

„Ich danke recht herzlich," erwiderte diese „aber ich bin gar nicht hungrig und ebensowenig müde. Nur mein kleines Mädchen möchte ich doch, wenn Sie es gestatten, ein wenig niederlegen. Damit stand sie, von der Hausfrau begleitet, auf, ging mit der Kleinen in das anstoßende Zimmer und legte sie dort nieder. Als sie zurückkam, fand sie ihre Wirthe an dem Tische sitzend und ihrer harrend.

„Ich will Ihnen nun nicht mehr zureden," begann die Hausfrau, „sich ein wenig zu stärkern, obwohl ich überzeugt bin, daß Sie es nothwendig haben müssen, aber da ich fürchten muß, Ihnen durch weiteres Zureden lästig zu fallen, bitte ich Sie lieber, uns zu erzählen, wie und warum Sie zu uns gekommen sind."

Die Angeredete seufzte tief auf und wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirne, ehe sie begann. „Ich habe, wie ich Ihnen sagte, seit zehn Wochen keine Nachricht von meinem Manne erhalten. Er war wohl niemals ein fleißiger Briefschreiber, aber als vier Wochen vorüber waren und ich kein Lebenszeichen von ihm erhielt, wurde ich von einer namenlosen Angst erfüllt. Ich ging zu der Redaktion der Monatsschrift, für die er Beiträge zu liefern pflegte und erfuhr, daß man auch dort seit einigen Wochen von ihm nichts gehört hatte. Man gab mir dort seine letzte Adresse in Heinrichsbad und ich schrieb an den dortigen Postmeister, dem ich einen Brief an meinem Manne beilegte, mit der Bitte denselben zu bestellen oder ihn an mich zurückzusenden. Der Brief kam gerade vor zwei Wochen als unbestellbar zurück. So blieb mir denn nichts übrig, als ihm nachzureisen. Meine Mutter ist vor drei Monaten gestorben und ich war gleich nach der Abreise meines Mannes zu meinem Vater gezogen, dem ich das Haus führte. Er wollte mich nicht reisen lassen und schlug vor, durch die Gesandtschaft Nachrichten über meinem Manne einzuziehen, aber ich wäre vor Unruhe vergangen, wenn ich auf diese Auskunft hätte warten sollen. So zog ich denn vor, selbst nach Europa zu gehen. Mein Vater wollte, daß ich die Kleine zurücklasse, aber ich konnte mich dazu nicht entschließen, so ungerne ich sie den Strapazen der langen Reise aussetzte, aber ich habe einmal ein so schreckliches Unglück mit meinem ältesteu Kinde erlebt—"

Die junge Frau hielt plötzlich inne, fuhr mit ihrem Taschentuche über die Augen und begann heftig zu schluchzen. Theilnahmsvoll schwiegen die Gastfreunde eine Weile, bis endlich Steinbach sagte: „Wir haben von dem Unglücksfalle gehört und wir können daher begreifen, wie sehr Sie an diesem einzigen Kinde hängen."

„Das kann Niemand begreifen, lieber Herr Doktor," begann Frau Pulsnitz wieder mit mühsamen Versuche, ihre Fassung zu erlangen, „der es nicht selbst mitgemacht hat. Wenn das Kind an einer Krankheit gestorben wäre, wüßte man, es ist Gottes Wille so gewesen, und man hätte noch Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen, aber so plötzlich, und noch dazu, wenn man sich selbst Schuld geben muß." Wieder begann sie heftig zu schluchzen und nur mühsam konnte sie die Worte hervorbringen. „Das war der Anfang meines Unglücks. Von diesem Momente verlor mein Mann jedes Interesse an seiner Stellung, er sah mich mit inneren Vorwürfen an; ich glaube er haßte mich, und selbst

das Kind, die Hattie, die er früher immer so geliebt hatte, war ihm gleichgiltig geworden.“ Sie hielt in tiefer Bewegung inne und ihre Gastfreunde ließen ihr theilnahmsvoll Zeit, sich zu sammeln. Mittlerweile begann die Kleine aus dem Nebenzimmer zu rufen: „Mama, kommt der Papa bald und bringt er mir Kändy?“ Die Mutter mußte trotz aller Aufregung lächeln und sagte, indem sie sich erhob: „So ein Kind ist glücklich. Seine ganzen Wünsche sind auf Süßigkeiten gerichtet, und Alles, was sie von Papa weiß, ist, daß er Zuckerzeug bringt.“

„Lassen Sie mich ihr etwas geben,“ rief Frau Steinbach, indem sie dem Gaste in das Schlafzimmer folgte. „Sie ist offenbar durch die Reise und durch die ungewohnte Umgebung zu aufgeregt, um einschlafen zu können.“

Als beide Frauen zurückgekommen waren und die Fremde offenbar den Faden des Gespräches wieder anknüpfen wollte, ohne sich erinnern zu können, wo sie eigentlich stehen geblieben war, kam ihr Steinbach zu Hilfe: „Sie erzählten zuletzt, liebe Frau Doktor, wie Sie sich entschlossen hatten, nach Europa zu reisen.“

„Ja, ich erinnere mich;“ begann sie wieder. „Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte und als einzigen Anhaltspunkt gab mir mein Vater die Adresse des alten Onkels meines Mannes in Dobichau mit. Unser Schiff kam gestern Morgen im Hafen an. Meine eigene Ungeduld, die Unruhe der Passagiere, von denen Jeder zuerst ans Land steigen wollte und endlich das fortwährende Gerassel der Maschinen bei dem Entladen des Gepäcks, ließen mich kaum ein Auge schließen. Dann kamen die Formalitäten, die mir im fremden Lande bei meiner Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und endlich bei dem Umstande, daß ich meine Kleine immer beaufsichtigen mußte, sehr schwer fielen. Ich war müde zum Umsinken, als ich endlich auf den Bahnhof kam. Zu meinem Glücke nahm sich ein amerikanischer Herr meiner an und nach langem Anfragen in den Bahnhof-Büreaus erfuhr ich endlich, wie ich nach Dobichau kommen könnte. Die Eisenbahnfahrt mit dem vielen Umsteigen war wieder eine wahre Qual. Wir in Amerika sind das nicht gewöhnt. Wir reisen dort viel bequemer, und endlich nach so kleinen Plätzen kommt unser eins gar nicht. Es war spät Abends, als ich ankam. Ich hatte erwartet, daß irgend ein Hoteldiener da sein würde, der mich nach einem Gasthause bringen würde, aber es war Niemand da, als ein Eisenbahnbeamter, der mir sagte, er könnte mich höchstens in das Städtchen führen und die Wirthsleute im Gasthause aufwecken, er wisse aber gar nicht, ob sie ein Fremdenzimmer hätten, da sie auf Fremde gar nicht eingerichtet seien. Die Nacht war finster und es regnete wie jetzt, daß man sich von dem bloßen Anblick ganz durchschauert fühlte. Ich bat den Beamten, mich in dem Warteraum über Nacht zu lassen; ich wollte ihm gerne bezahlen, nur damit ich die Kleine auf eine Bank niederlegen könnte, aber das war, wie er mir sagte, gegen die Vorschrift. Mir war es ganz schrecklich zu Muthe. Ich fühlte jetzt erst recht die Verlassenheit meiner Lage und mit Entsetzen dachte ich daran, was aus mir und dem Kinde werden sollte, wenn ich meinen Mann nicht finden würde. Ich fing an bitterlich zu weinen und die arme Hättie weinte auch, so daß der Mann Mitleid mit uns hatte und mir sagte, ich sollte bei ihm über

Nacht bleiben; er habe zwar nur ein Zimmer und eine Küche, aber seine Frau würde mir in der Küche ein Lager bereiten. Es dauerte doch noch eine Weile, bis er seine Frau aufgeweckt und diese uns ein Lager auf dem Fußboden der Küche bereitet hatte. Ich dankte Gott und den guten Leuten für diese Wohlthat, und zum ersten Male in meinem ganzen Leben wußte ich, wie glücklich man ist, wenn man nur ein Dach über sich hat. Dabei mußte ich daran denken, was mein Mann dazu sagen würde, wenn er wüßte, daß ich und sein Kind in Gefahr waren, die ganze Nacht im strömenden Regen unter freiem Himmel zuzubringen."

Sie hielt wieder schluchzend inne, während Frau Doktor Steinbach in tiefem Mitgefühl Thränen vergoß und ihr Gatte, indem er seine Brillengläser putzte, verstohlen mit seinem Taschentuche eine Thräne in seiner Wimper zerdrückte und sich geräuschvoll räusperte. Hierauf warf er einen fragenden Blick auf seine Frau, die mit einer abwehrenden Handbewegung antwortete und einige Schritte nach dem Vorzimmer that, an dessen Thüre sie, wie zögernd oder horchend, stehen blieb. Die Fremde merkte die Bewegung, und sie mißdeutend, sagte sie:

„Ich weiß wohl, daß ich Ihnen lästig falle, aber ich habe mich, ohne es zu wollen, in alle diese Einzelheiten eingelassen. Haben Sie Nachsicht mit mir! Ich fühle seit zwei Wochen zum ersten Male, daß ich unter Leuten bin, die einen aufrichtigen Antheil an meinem Geschicke nehmen. Von jetzt ab—"

„Aber ich bitte Sie, liebste Frau Doktor," fiel die Hausfrau ein, „machen Sie sich doch nicht so thörichte Skrupel. Wir wollen Alles hören, was Sie uns zu erzählen haben. Ihr Mann ist meines Mannes Jugendfreund, und wir wünschen nichts eifriger als Sie mit ihm zusammenzuführen. Wenn ich auf die Thüre zuschritt, so geschah es sicher nicht aus Ungeduld, sondern weil ich — weil ich ein Geräusch zu hören glaubte."

„Was die Familie meines Freundes angeht, interessirt auch mich," sagte Steinbach. „Vorausgesetzt also, daß Sie nicht zu müde sind, erzählen Sie uns nur ruhig Alles, was Sie erlebt haben."

„Ich hatte, obwohl ich müde war, nur sehr wenig geschlafen," begann Frau Pulsnitz wieder, „und auch meine Kleine wurde bald wach, da sie den Lärm auf der Station, das Pfeifen eines einfahrenden Zuges und das Klingeln der Telegraphensignale nicht gewohnt ist. Sobald ich nur konnte, machte ich mich auf den Weg zu dem Onkel. Er war gerade vom Gottesdienst zurückgekommen und saß in seinem ärmlichen kleinen Laden bei einer Tasse Kaffee, die ihm ein kleines Mädchen gebracht hatte. Mir war es ein wenig schwer, mich mit ihm zu verständigen, da ihm mein Deutsch jedenfalls ganz fremdartig vorkam, und als es mir endlich gelang, ihm begreiflich zu machen, wer ich sei und was ich wolle, konnte er sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er hatte Max seit dem Schowuoßfeste nicht gesehen und dachte, er sei längst nach Amerika zurückgekehrt. Es geht dem alten Manne sehr schlecht, seine Frau ist stocktaub und seit einigen Wochen bettlägerig; sie leidet an allgemeiner Schwäche und nimmt stets ab. Am meisten lag dem alten Herrn die Sorge um seinen Sohn am Herzen, der etwas stumpfsinnig oder vielleicht gar idiotisch ist. Der Onkel wollte, daß ich Max dazu bestimme, seinen Sohn

nach Amerika hinüberzunehmen, und ihm dort bei der Gemeinde, wie er sich ausdrückte, eine Stelle zu verschaffen. Der alte Mann, obwohl körperlich ziemlich rüstig und geistesklar, leidet an Gedächtnißschwäche und er vergaß fortwährend, daß ich gekommen war, Max aufzusuchen; noch weniger konnte ich ihm klar machen, daß Max keine Stelle habe. Wenn ich ihm das sagte, erwiderte er: Nu, er ist doch aber ein Rabbiner; er schien es gar nicht zu begreifen, daß man Rabbiner sein und doch keine Stelle haben könnte."

„Das ist man eben hierzulande nicht so gewohnt, wie bei Ihnen drüben," bemerkte Steinbach lächelnd.

„Zum Glücke halfen mir die Kusine und ihr Mann aus der Verlegenheit," fuhr Frau Pulsnitz fort. „Beide waren mir nicht sehr sympathisch. Die Kusine schien erwartet zu haben, daß ich als Amerikanerin in Sammt und Seide und mit Brillianten bedeckt hätte kommen müssen, und er wiederum wollte mich über Alles ausfragen. Ganz besonders schien er sich für die Vermögensverhältnisse meiner Eltern zu interessiren. „Sie sind gewiß aus einem sehr reichen Haus," sagte er, „wenn man kann sich spendieren eine so theure Reise und wenn man hat einen Rabbiner zum Mann, was? Der hat so eine große Stelle mit so viel Gehalt."

Man merkte der Sprecherin an der Art, wie sie sich bemühte, den Dialekt und die Gesten des Herrn Marderpelz nachzuahmen an, daß ihr bei aller gemüthlichen Bedrückung der Sinn für das Humoristische nicht verloren gegangen war. „Mir war," fuhr sie wehmüthig lächelnd fort, „gar nicht danach zu Muthe auf solche Fragen Rede und Antwort zu stehen, und ich bat nur um so dringender, mir zu sagen, wo ich über den Aufenthalt meines Mannes Auskunft erlangen könne. Da rieth mir Herr Mardepelz, nach Ihrem früheren Wohnorte zu fahren, weil dort heute die Beerdigung des früheren Chasan der Gemeinde stattfinden würde, und ich sicher darauf rechnen könnte, Sie dort zu finden."

„Ja, mein braver alter Stampfer ist heute beerdigt worden," rief Steinbach wehmüthig aus. „Ich hätte nicht daran gedacht, daß ich ihm nicht die letzte Ehre erweisen sollte, aber die Verhältnisse sind leider so, daß ich es nicht wagen durfte, den Ort zu betreten, wo ich vierzehn Jahre vorwurfsfrei mein Amt verwaltet hatte, einfach deshalb, weil ich die unschuldige Ursache war, daß die Antisemiten um die Genugthuung gebracht wurden, einen neuen sogenannten Beweis für den Ritualmord zu erlangen."

Steinbach hatte die letzten Worte in heftiger Erregung gesprochen, so daß seine Frau, blässer geworden, als sie sonst war, ihm besänftigend die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Aber, David, rege Dich doch nicht wieder über diese Geschichte auf; laß uns sie vergessen!"

„Ich hörte davon bereits in Dobichau," bemerkte Frau Pulsnitz fortfahrend, „und war tief betroffen, als ich im Gasthof, wo ich abstieg, gleich nach meiner Ankunft von zwei Zechbrüdern hörte: „Heute begraben sie den Judenschächter, der das arme Christenmädchen geschächtet hat." Ich will Ihnen jedoch die Ereignisse der Reihe nach erzählen. Auf meine Frage, wie ich dahin kommen könnte, gab man mir die Auskunft, daß die Eisenbahnfahrt wegen des vielen Wagenwechsels sehr umständlich und zeitraubend sei und

daß ich am besten thäte, einen Wagen zu miethen, der mich in vier Stunden an Ort und Stelle bringen würde. Als ich bat, mir einen solchen Wagen zu verschaffen, begannen meine Verwandten, mich zu bestürmen, bei ihnen noch einige Zeit zu verweilen, so daß ich vermuthen muß, sie hätten bei meiner Ankunft gefürchtet, ich wolle mich auf längere Zeit bei ihnen einquartieren. Als ich dann der Frau Marderpelz ein kleines silbernes Nähbesteck schenkte, das ich, ohne einen eigentlichen Zweck mitgenommen hatte, war sie von dieser Aufmerksamkeit so tief gerührt, daß ich wirklich Mühe hatte, meinen Willen durchzusetzen. Zu meinem Glücke kam mir ein Herr Lipschütz, zu dem man wegen eines Wagens geschickt hatte, zu Hilfe. Er besitzt ein eigenes Fuhrwerk und, wie er mir sagte, kennt er Max persönlich und ist ihm verpflichtet— den Grund wollte er mir nicht sagen. Herr Lipschütz brachte mich selbst nach Ihrem Städtchen und führte mich nach dem Gasthause. wo ich mich von der ungewohnten langen Wagenfahrt ein klein wenig ausruhte. Nachmittags war die Beerdigung, und ich ging hin, weil ich Sie dort zu sehen hoffte. Herrn Lipschütz hatte ich nur mitgetheilt, daß ich den Rabbiner sehen wolle, und so kam es, daß ich meines Irrthumes erst spät gewahr wurde, und dadurch wieder so ungeschickt war, so spät zu Ihnen in's Haus zu kommen."

„Ach, bitte, sprechen Sie doch nicht so viel von diesen Förmlichkeiten, sonst werde ich ernstlich böse," fiel ihr die Hausfrau in's Wort.

„Nun, ich will es nicht wieder thun," fuhr Frau Pulsnitz fort, „aber ohne Ihnen ein Kompliment machen zu wollen, darf ich Sie versichern, ich war recht herzlich froh, als ich erfuhr, daß Sie nicht der Rabbiner seien, der dort die Leichenrede hielt. Es mag ja ein Vorurtheil sein, aber ich kann nun einmal rothe Juden nicht leiden, und der Mann war so roth, daß man sein Haar feuerfarbig nennen konnte. Dann war er dick, und ich glaube fest an das alte Sprichwort, daß an einem dicken Rabbi und an einem mageren Priester kein Segen sei. Zudem war er so affektiert und dabei kreischte er so unnatürlich, daß es einem ordentlich in den Ohren wehthat. Endlich—Sie werden ja lachen, wenn gerade ich das sage—sprach er ein schlechtes Deutsch. Wir hören ja in Amerika mancherlei dieser Art, und allerlei jüdisch daneben, aber ich höre doch lieber das richtige Polnisch-jüdische, als dieses Deutsch, wie etwa, „meine betriebten Frainde."

Frau Pulsnitz schüttelte unwillig den Kopf und ihre Gastfreunde lächelten. „Sie müssen ja Ihrem Manne gute Dienste als Rathgeberin geleistet haben," sagte Steinbach lächelnd. „Er hatte uns so wenig von Ihnen erzählt, daß ich gar nicht ahnen konnte, wie glücklich er in dieser Richtung sei."

„Ich glaube nicht, daß er sich darin glücklich gefühlt hat," fuhr Frau Pulsnitz wieder mit trauriger Neigung des Kopfes fort. „Er war meistens verstimmt und nervös reizbar an den Tagen, an welchen er predigte, und als er nach Europa ging, war es sein sehnlichster Wunsch, eine Beschäftigung zu finden, die ihm ersparen würde, wieder eine Stelle als Prediger zu suchen. Darum bestärkte ich ihn in seinem Plane, obwohl er wegen unserer Verhältnisse lange schwankend war."

(Schluß folgt.)